

## **„... immer Fühlung mit allen Teilen der Kirche“ Der münstersche Theologieprofessor Otto A. Piper auf dem Weg in die Emigration 1933–1938**

Als der Verfasser sich im Sommersemester 1964 an der Westfälischen Wilhelmsuniversität für sein erstes Semester zum Studium der evangelischen Theologie eingeschrieben hatte, fand er im Vorlesungsverzeichnis den Professor Otto A. Piper an zwei Stellen verzeichnet. Einmal als emeritierten Professor der Systematischen Theologie und dann an hervorragender Stelle – von der ganzen Universität geehrt – als einen ihrer lebenden Ehrenbürger. Er hatte allerdings keine Gelegenheit, Piper als seinen eigenen Lehrer zu erleben. Das lag nicht nur daran, daß es einem Anfangssemester nicht geraten werden kann, gleich einen solch steilen Gipfel der theologischen Universitätsausbildung stürmen zu wollen, wie ihn die Systematik darstellt – war Piper doch auch ein Neutestamentler. Es lag auch nicht an der Emeritierung dieses Hochschullehrers – boten doch andere emeriti durchaus Lehrveranstaltungen an. Es mochte eher an der großen räumlichen Distanz seines gegenwärtigen Wohnsitzes zum westfälischen Münster liegen. Als seine Adresse war verzeichnet: 26 White Pine Lane, Princeton/New Jersey. Warum und wie hatte ihn sein Weg aus Münster weggeführt?

Werner Danielsmeyer berichtet in seinen Erinnerungen „Führungen – Ein Leben im Dienst der Kirche“ von seiner münsterschen Stu-

\* Soweit nicht anders vermerkt, stammen die hier zitierten Urkunden, zu denen auch die beiden im Anhang abgedruckten Tagebücher Otto A. Pipers gehören aus einem Konvolut, das dem Verfasser von seiner Mutter Irmgard Heidemann geb. Raeder nach dem Tode seines Vaters, des Pfarrers Heinz-Wilhelm Heidemann aus Herford (1911–1981), überlassen wurde. Es soll nach Drucklegung dieses Artikels der Ev. Arbeitsgemeinschaft für Kirchliche Zeitgeschichte in München zugänglich gemacht werden, deren Mitarbeiter Friedrich Wilhelm Graf mit einer systematisch-theologischen Aufarbeitung des weithin vergessenen Werkes von Piper befaßt ist: „Denn Piper war einer der wenigen Lutheraner, die der parlamentarischen Demokratie von Weimar ausdrücklich theologische Legitimität (der neue Staat sei Obrigkeit im Sinne der Tradition) zuerkannt haben.“ (Briefliche Mitteilung an den Verfasser vom 5. Februar 1987.) Der Verfasser ist während der fünfziger Jahre einmal Otto A. Piper im Predigerseminar Soest begegnet. Wenn seine Kontakte mit ihm im Gymnasiastenalter zwar auch nicht sehr tief gegangen sein können, so hatte ihm sein Vater bei diesem Ehemaligen-Treffen doch die erste Begegnung mit einem Lehrer der Theologie ermöglicht, und die vielseitige Persönlichkeit Pipers ist nicht ohne Einfluß auf seine eigene Studienwahl geblieben.

dienzeit aus dem Jahr 1933 über Piper, daß „wir ihn an einem frühen Herbstmorgen zur Bahn begleiteten, von wo aus er zu einem holländischen Hafen und von dort mit dem Schiff nach England fuhr“<sup>1</sup>. Wer war nun dieser münstersche Universitätslehrer, für den das Wort Professor nicht nur eine Berufsbezeichnung war, sondern der zu Beginn der Nazizeit in Deutschland auch zu einem Bekenner geworden war, dessen Lebensweg ins Exil führte?

## I.

Otto Alfred Wilhelm Piper, geb. am 29. 11. 1891 in Lichte (Schwarzburg-Rudolstadt), war der älteste Sohn des Apothekers Moritz Piper und seiner Frau Julie geb. Naveau. Nach dem Besuch der Dorfschule in Wallendorf kam er an das Erfurter Gymnasium, das er 1910 nach dem Abitur verließ. Während seiner Schul- und Universitätszeit war er „in Thüringen einer der Führer und ersten Bahnbrecher der beginnenden Jugendbewegung im ‚Wandervogel‘“<sup>2</sup>.

Vom Sommersemester 1911 bis zum Sommersemester 1913 war er – abgesehen vom Wintersemester 1910/11 in Marburg – Jenenser Theologie- und Philosophiestudent, wobei er auch Literatur und Naturwissenschaften in seinem Bildungsweg nicht unberücksichtigt ließ. Ein Höhepunkt war für ihn das Studienjahr 1913/14 in Paris, wo er gleichzeitig an der „Faculté des Lettres“ der Sorbonne, der „Faculté libre de théologie protestante“ und dem „Institut catholique“ studierte.

Anfang August 1914 bestand er in Weimar sein 1. theol. Examen und meldete sich gleichzeitig freiwillig beim Infanterie-Regiment 71. Ein Jahr später wurde er bei Kämpfen in Polen an Kopf und Fuß schwer verwundet, nach seiner Genesung ging er „freiwillig 1916 wieder an die Front, kehrte aber mit vollkommen zerrütteter Gesundheit 1917 wieder zurück“<sup>3</sup>. Nach langen Lazarettaufenthalten und Garnisonsdienst bestand er – wiederum in Weimar – im Herbst 1918 das 2. theol. Examen.

Piper trat nicht in den unmittelbaren kirchlichen Dienst ein, sondern er bereitete sich ab Ostern 1919 – nachdem er vorher in München Kontakte mit der katholischen Theologie aufgenommen hatte – in Göttingen auf Promotion und Habilitation vor. 1919 nahm er im September auch an der Tambacher Konferenz teil, die vor allen Dingen durch Karl Barths Vortrag „Der Christ in der Gesellschaft“, wie sich später

<sup>1</sup> Danielsmeyer, Werner: Führungen – Ein Leben im Dienste der Kirche, Bielefeld 1982, S. 23. Es sind offensichtlich aber außer dem von Danielsmeyer erwähnten Ernst Kinder noch weitere Schüler Pipers bei diesem Abschied zum Bahnhof gekommen.

<sup>2</sup> So Piper selbst in seinem im Nachlaß des Pfarrers Heinz-Wilhelm Heidemann (1911–1981) aus Herford befindlichen Lebenslauf, den er offensichtlich im Zusammenhang mit der Suche nach einem neuen Arbeitsgebiet verfaßt hat.

<sup>3</sup> Ebd.

zeigen sollte, zu der Geburtsstunde und dem Geburtsort einer kirchlichen Bewegung wurde, die unter dem Begriff Dialektische Theologie zusammengefaßt wurde. Ein von dort aus wirkender Satz Barths war z. B. „Wo hat denn die Gotteswelt offene Fenster gegen unser Gesellschaftsleben hin? Wie kommen wir dazu, zu tun, als ob sie es hätte? Ja, Christus zum soundsovielten Male zu säkularisieren, heute z. B. der Sozialdemokratie, dem Pazifismus, dem Wandervogel zu Liebe, wie ehemals den Vaterländern, dem Schweizertum und dem Deutschtum, dem Liberalismus der Gebildeten zu Liebe, das möchte uns allenfalls gelingen. Aber nicht wahr, da graut uns doch davor, wir möchten doch eben Christus nicht ein neues Mal verraten.“<sup>4</sup> Piper muß bei dieser Tagung zum mindesten bemerkt worden sein. Denn der spätere Schriftleiter der Zeitschrift „Zwischen den Zeiten“, der Münchener Pfarrer Georg Merz, zu dem Pipers spätere Familie auch Beziehungen hatte<sup>5</sup>, notiert in seinen Erinnerungen: „Auch Friedrich Gogarten war von Stelzendorf, einem Dörfchen zwischen Auma und Zeulenroda, mit seinen jungen Freunden aus dem Jenaer Wandervogel, Otto Piper und Oskar Ziegner, gekommen.“<sup>6</sup> Möglicherweise hat Piper auch einen gewissen Einfluß auf die Berufung Karl Barths nach Göttingen gehabt, es war das erste Hochschullehramt dieses Schweizer Theologen, denn Georg Merz erinnert sich weiter: „Persönlich hörte ich zum ersten Male von dem Plan, in Göttingen eine reformierte Professur zu errichten, im Herbst 1920 durch Otto Piper, der eben seine Habilitation bei Carl Stange vorbereitete und ungläubig abwehrte, als ich sagte: „Da kommt nur Karl Barth in Betracht.““ Das Erstaunen Pipers mochte auch seinen Grund darin haben, daß Barth, der sich zu einer Leitfigur der protestantischen Theologie entwickeln sollte, sich in seiner Universitätslaufbahn nie der akademischen Ochsentour von Promotion und Habilitation unterworfen hat.

1920 erhielt er in Göttingen die *venia legendi* und wurde nach verschiedenen Vertretungen und Lehraufträgen dort 1929 nichtbeamteter außerordentlicher Professor. Von seiner Pariser Fakultät bekam er im März 1930 den Ehrendoktor. Er war damit wohl der einzige deutsche evangelische Theologe, wenn nicht gar Wissenschaftler überhaupt, der zwischen den beiden Weltkriegen in Frankreich auf diese Weise geehrt

<sup>4</sup> Barth, Karl: Der Christ in der Gesellschaft, Eine Tambacher Rede, mit einem Geleitwort von Hans Ehrenberg. Zitiert nach: Anfänge der Dialektischen Theologie, Teil I, herausgegeben von Jürgen Moltmann, München 1966, S. 6.

<sup>5</sup> Danielsmeyer, S. 19, über Pipers spätere Ehefrau: „Als Braut war sie von dem damaligen Studentenpfarrer Georg Merz in München im christlichen Glauben unterrichtet und dann getauft worden.“

<sup>6</sup> Merz, Georg: Wege und Wandlungen, Erinnerungen aus der Zeit von 1892–1922, Nach seinem Tode bearbeitet von Johannes Merz, München 1961, S. 241.

wurde. Zur gleichen Zeit wurde er als Nachfolger Karl Barths zum ordentlichen Professor der Systematischen Theologie an die evangelisch-theologische Fakultät der Westfälischen Wilhelmsuniversität in Münster berufen. Er sollte in dieser Arbeit, die er als „eine fruchtbare Tätigkeit“ ansah, nur vergleichsweise wenige Jahre bleiben können.

## II.

Von Münster aus hatte Piper in der Zweimonatszeitschrift „Neuwerk“ einen Artikel „Auf dem Wege zu einem neuen Bekenntnisse“ geschrieben, in dem er sich kritisch – wohlwollend mit dem „Wort und Bekenntnis Altonaer Pastoren in der Not und Verwirrung des öffentlichen Lebens“ vom 11. Januar 1933 auseinandersetzte, ohne freilich auf den Anlaß seiner Abfassung, den Altonaer Blutsonntag vom 17. Juli 1932, der bei Straßenkämpfen 17 Todesopfer gefordert hatte, eingehen zu können oder zu wollen. Nach Meinung Pipers verdient dieses Dokument aus Norddeutschland – es war vor der Machtübernahme Hitlers abgefaßt worden – „die aufmerksamste und gewissenhafteste Beachtung der evangelischen Öffentlichkeit“.<sup>7</sup> Er sieht hier einen Neubeginn für das in der Evangelischen Kirche in Vergessenheit geratene und nicht ausgeübte Lehramt der Kirche. „Hier hat sich eine konkrete kirchliche Gemeinschaft, nämlich die Pfarrerschaft von Altona, zu einem Bekenntnis zusammengetan und sich durch Unterschrift gegenseitig verpflichtet. So weiß die Gemeinde, daß sie es nicht mit der persönlichen Meinung einzelner Pfarrer zu tun hat, und so handelt es sich nicht um eine Kundgebung, in der ein bestimmter Personenkreis anderen gewisse Grundgedanken für die Verkündigung empfiehlt, sondern um Normen der Verkündigung, auf die sich die Unterzeichner verpflichtet haben. Gewiß, der Personenkreis, der hinter diesem Bekenntnis steht, ist klein im Verhältnis zu den deutschen evangelischen Kirchen. Aber es ist hier ein Ansatzpunkt geschaffen, von dem aus man weiter kommen kann.“

Piper ahnt hier in wacher Zeitgenossenschaft, daß diese hauptsächlich von Hans Asmussen veranlaßte Flugschrift ein Markstein auf dem Weg zur „Theologischen Erklärung“ der Bekenntnissynode von Barmen vom 29. bis 31. Mai 1934 werden konnte. Allerdings weist er zugleich auch auf einen theologischen und politischen Mangel dieses Dokuments hin, der die kirchlichen Kräfte für eine wirksame Verhinderung des deutschen Verhängnisses ab 1933 lähmen sollte: „Wohl wird da vom Lebensrechte des Staates gesprochen und seiner Pflicht, der Nation Lebensraum zu schaffen, sowie von seinem Rechte zum Kriege.

<sup>7</sup> Piper, Otto: Auf dem Wege zu einem neuen Bekenntnisse, in: Neuwerk, XV. Jahrgang, Mai 1933, S. 27–37, S. 30.

Aber daß Gott nicht lauter isolierte Nationen geschaffen hat, sondern eine in Nationen gegliederte Menschheit, und daß infolgedessen Verpflichtungen der Nationen füreinander bestehen und Begrenzungen ihres Lebensdranges, daß der Krieg eines der schwersten Probleme staatlichen Lebens ist und keineswegs selbstverständliche Pflicht, daß es neben und trotz dem utopischen Pazifismus auch ein christliches Friedensstiften geben muß, all das tritt infolge des naturrechtlichen Ansatzes nicht recht ins Licht.“<sup>8</sup>

In den ersten Monaten des Jahres 1933 erlebten die Deutschen, daß in ihrem Land ein Machtwechsel mit nicht voll absehbaren Folgen stattfand. Das geschah auch in Münster. Mit welchen Vorbehalten Piper der Machtübernahme Hitlers und ihren Auswirkungen gegenüberstand, mag vielleicht ein Satz aus seiner Ethikvorlesung am 2. Mai aussagen, einen Tag nach dem „Ersten Mai“, der, was die demokratischen Kabinette nicht erreicht hatten, von der Hitlerregierung zum gesetzlichen Feiertag erklärt worden war und unter nationalsozialistischer Regie im ganzen Deutschen Reich mit Demonstrationen gefeiert worden war: „Wir wollen in das, was wir gestern gesehen haben, in all die Begeisterung, keinen Gifftropfen mischen. Wir sind hier aber an einer Stelle der Forschung, wo der Wahrheit die Ehre zu geben ist. Es ist heute noch nicht ausgemacht, ob das, was wir gestern gesehen haben, der Anfang eines Neuen oder der Anfang des Endes ist.“<sup>9</sup>

Piper hat seine Beobachtungen und Empfindungen vor der Zeit seiner Abreise aus Deutschland auch schriftlich und der Öffentlichkeit zugänglich reflektiert. Er akzeptiert zunächst die neue Machtlage: „Die erste Phase der nationalen Revolution ist abgeschlossen: auf politischem Gebiete durch die allseitige Gleichschaltung, auf kirchenpolitischem durch den Sieg der Deutschen Christen. So bitter die Anerkennung dieser Tatsachen vielen sein mag, die bisher auf der Gegenseite gestanden haben, so ist doch durch diesen völligen Sieg und die restlose Ausschaltung der Gegner aus allen leitenden Stellen die Lage heute für alle Teile fruchtbarer und verheißungsvoller als vor einem halben Jahre. Weil die Fragen der Macht für absehbare Zeiten entschieden sind, hört zunächst der Kampf um die Macht auf und damit auch die unfruchtbare Gegnerschaft der letzten Jahre: die Fragen der Gestaltung treten heute in den Vordergrund.“ Und weiter: „Wir haben begriffen, daß auf dem Gebiete der Leitung und Regierung die alleinverantwortliche Führung herrschen muß. Aber weil kein Mensch als Einzelner der Wahrheit mächtig ist, braucht auch der Führer zum Werke der Gestal-

<sup>8</sup> Ebd. S. 33/34.

<sup>9</sup> Aus einer später niedergeschriebenen Erinnerung des Pfarrers Heinz-Wilhelm Heide-  
mann.

tung den Rat und die Hilfe der Anderen. Schon mehren sich die maßgeblichen Äußerungen, daß die Einheitlichkeit der Staatsführung nicht Uniformität des Denkens bedeutet, sondern nur verantwortliche Gebundenheit des Denkens und Redens an das gemeinsame Ziel. So ist heute auch der Zeitpunkt gekommen, wo die evangelische Kirche sich aufs neue ins Gespräch begeben muß.<sup>10</sup> Dabei erhofft Piper allerdings so etwas wie eine offene Debatte, denn: „Die Deutschen Christen sind ohne theologisches Programm in den Kampf eingetreten, weil der Kampf für sie zunächst ein Kampf um die Macht in der Kirche war.“ Jenseits der Auseinandersetzungen um ihren rechten Weg sieht er aber auch schon dunkle Wolken für alle Teile der Christenheit im nationalsozialistisch beherrschten Deutschland: „Schon wird selbst innerhalb der Partei das Bekenntnis zum positiven Christentum, sofern es ein Bekenntnis zu den christlichen ausgeprägten Typen des Christentums ist, in Frage gestellt.“<sup>11</sup>

Piper sollte nun aber erleben, daß sein Wort und sein Rat bei diesem Gespräch, bei diesem Wege zu einem neuen Bekenntnisse, auf dem er als „Endziel . . . ein gemeinsames Bekenntnis des deutschen Protestantismus in den Fragen des öffentlichen Lebens“ erhofft hatte, nicht mehr weiter in Deutschland von der Universität Münster aus zu hören war, weil ihm dort die materielle Basis seiner Existenz entzogen wurde.

### III.

Zum 30. September 1933 wurde er aufgrund des § 4 (politischer Paragraph) des sogenannten Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums „ohne nähere Angabe von Gründen entlassen“.<sup>12</sup> Die Gründe für seine Entlassung waren ihm nicht genannt worden. Es gab Vorwürfe, daß Pipers Berufung vom sozialdemokratischen Kultusminister Grimme gefördert worden sei. Diese untergründige Polemik ist sicherlich auch mit den Vorfällen an anderen preußischen Universitäten zu sehen wie etwa dem „Fall Dehn“ in Halle. Daher ist ein Brief von Pipers Kollegen Stählin aufschlußreich, in dem er dem stud. theol. Heinz-Wilhelm Heidemann mitteilte:

„Es ist mir lieb, daß Sie mich von diesem Gerücht, die seinerzeitige Berufung von D. Piper sei eine rein politische Berufung gewesen, in Kenntnis gesetzt haben und mir dadurch Gelegenheit geben, diesen Irrtum zu berichtigen. Meine Fakultät ermächtigt mich, Ihnen Folgendes mitzuteilen: Es ist bekannt, daß damals Herr D. Barth sich sehr für Gogarten als seinen Nachfolger einsetzte. Die gesamte übrige Fakultät

<sup>10</sup> Piper, Otto: Deutscher Geist und deutscher Glaube . . . , Gedanken über E. G. Kolbenheyers Paracelsus-Trilogie, in: Neuwerk, XV. Jahrgang, S. 129/130.

<sup>11</sup> Piper a. a. O., S. 131.

<sup>12</sup> Piper, Lebenslauf

machte einen einmütigen Vorschlag, auf dem auch D. Piper an einer Stelle und in einer Form genannt war, aus der unzweideutig hervorging, daß er der Fakultät willkommen war. Irgendwelche politischen Erwägungen haben dabei nicht die leiseste Rolle gespielt, einem Teil der Fakultät war überhaupt nicht bekannt, daß Piper Sozialist war, und keinem konnte es in den Sinn kommen, ihn deswegen vorzuschlagen. Vielmehr konnte nach unserer Überzeugung für seine Berufung den Ausschlag geben der Umstand, daß D. Barth mit ihm als einzigem neben Gogarten sein Einverständnis erklärte, daß also D. Piper der einzige war, in dessen Benennung die ganze Fakultät einig war. Seine Berufung kann also nicht als eine jener Berufungen bezeichnet werden, die aus rein politischen Gründen ohne oder gegen den Willen der Fakultät zustande gekommen sind.

Ich ermächtige Sie selbstverständlich von dieser meiner Mitteilung jeden um der Sache willen nötigen Gebrauch zu machen.“<sup>13</sup>

Es hatte indes – was damals für viele in dieser Konsequenz noch nicht voll durchschaubar war – in der Biographie Pipers bis dahin Entwicklungen gegeben, die ihm ein Wirken im nationalsozialistisch beherrschten Deutschland und seinen gleichgeschalteten Universitäten sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich gemacht hätten.

Im April 1920 hatte er Elisabeth Salinger aus München, Tochter des Münchner Kaufmanns Hugo Salinger und seiner Ehefrau Minna, geb. Friedländer, geheiratet. Sie stammte aus einer jüdischen Familie, und beim Einsatz des Studenten Heidemann für Piper gegenüber den nationalsozialistischen Kultusbehörden hat das Argument nicht gewirkt, daß Hugo Salinger „die Organisation der bayrischen Abstimmungsberechtigten geschaffen hat, als es 1920 galt, vor dreizehn Jahren für die bedrohte Heimat einzutreten . . . Auch hat Herr Salinger die Fahrten der bayrischen Abstimmungsberechtigten in die bedrohten ost- und westpreußischen Grenzgebiete geleitet, so daß er zu einem nicht geringen Teile geholfen hat, die gefährdeten ostpreußischen und westpreußischen Gebiete mit 94% Ja-Stimmen dem deutschen Vaterlande zu erhalten. Anlässlich der 10jährigen Feier dieses Ereignisses wurde Herr Salinger von der Berliner Zentrale des Bundes mit der Ehrennadel ausgezeichnet.“<sup>14</sup>

Von denjenigen, die seine Entlassung bewirkt hatten, war wohl keiner in der Lage, auch nur eines der bis dahin vorliegenden selbständigen Werke Pipers angemessen zu beurteilen.<sup>15</sup>

<sup>13</sup> Im Nachlaß Heidemann

<sup>14</sup> Im Nachlaß Heidemann

<sup>15</sup> Im Anhang zu seinem Lebenslauf fügt er eine Liste seiner Monographien bei. Als zehnte Druckschrift erwähnt er: „Eine ev. Sexualethik ist noch beim Verlag und wird in diesem Herbst gedruckt werden.“ Vgl. auch Danielsmeyer, S. 24. Eine ausführliche Bibliogra-

Allerdings war er ihnen anderweitig aufgefallen. „Ich war in meiner Tätigkeit an der Universität im Sinne einer Hochschulreform tätig. In der Frankfurter Zeitung, Studentischen Zeitschriften und Vorträgen habe ich zu diesen Fragen häufig das Wort ergriffen.“<sup>16</sup> Piper war ein theologischer Lehrer, der engen menschlichen Kontakt zu seinen Studenten hielt. In den Ferien wanderte er mit ihnen tagelang, was damals (und vielleicht heute wieder) für einen deutschen Professor ungewöhnlich war. Dabei war zu spüren, daß er seine Jugend im Thüringer Wandervogel mit der Übernahme des münsterschen Ordinariats nicht vergessen hatte. Er verstand es, auch Theologiestudentinnen zu wissenschaftlicher Arbeit im Seminar zu ermutigen, als die Kirche das geistliche Amt für Frauen noch verschlossen hielt.<sup>17</sup>

Piper selbst beurteilt sein Wirken beim Abschied aus Deutschland so: „Meine Tätigkeit wurde sehr erschwert, weil ich gleichzeitig für eine internationale Verständigung auf religiöser Grundlage und für eine Aussöhnung der Klassen auf der Grundlage des Sozialismus tätig war. Parteipolitik habe ich nicht betrieben. In der ökumenischen Arbeit habe ich eifrig mitgearbeitet, 1927 gehörte ich der deutschen Delegation der Weltkirchenkonferenz on Faith and Order in Lausanne an. Mehrfach unternahm ich längere Studienreisen nach Frankreich und Belgien, um dort religiöses und soziales Leben zu studieren. 1928 war ich sieben Monate da, 1930 vier und 1931 zwei.“<sup>18</sup>

#### IV.

Piper verließ Deutschland also nicht ganz unvorbereitet. War sein Blick aber bisher in erster Linie auf den französischsprachigen Raum gerichtet, so begann sein Exil zunächst im mittelenglischen Birmingham in den Colleges von Selly Oak, die ihre Entstehung vor allen Dingen der Persönlichkeit des Quäkers John W. Rowntree und der Großzügigkeit seines Glaubensgefährten und Schokoladefabrikanten George Cadbury verdanken, um schließlich am Princeton Theological Seminary in New Jersey ihr Ziel zu finden. Es waren für ihn furchtbare und zugleich fruchtbare Jahre. Ein Problem war für ihn gewiß, daß er ein seiner mitteldeutschen Heimat verbundener Lutheraner war. Als solcher hatte er weder in England noch am presbyterianischen Seminar

phie Pipers ist im Anhang seiner Festschrift zu finden: *Current Issues in New Testament Interpretation, Essays in honor of Otto A. Piper*, edited by William Klassen and Graydon F. Snyder, New York, Evanston, London 1962, S. 247–260. Sie scheint indes bei aller Sorgfalt nicht vollständig zu sein, denn es fehlt z. B. seine Kolbenheyer-Rezension, vgl. Anm. 10.

<sup>16</sup> Lebenslauf

<sup>17</sup> Freundlicher Hinweis von Frau Hildegard Schulte, geb. Eisenhut, Hahnenklee-Bockswiese.

<sup>18</sup> Lebenslauf



in Princeton Konfessionsverwandte. Von seiner Familie war er getrennt. Er hat seine Entlassung und seine Emigration „als eine Prüfung Gottes“<sup>19</sup> angesehen. Während aus Münster der Theologiestudent Heidemann einem Berliner Ministerialrat aus dem VDS (Verein Deutscher Studenten) gegenüber den verbitterten Vorwurf erhebt: Piper „irrt nun in der Welt umher, um irgendwo ein Unterkommen zu finden“<sup>20</sup> hat Piper zumal vor der Zeit des ersten Weihnachtsfestes im Exil wohl starkes Heimweh, das ihm allerdings im Zusammensein mit englischen Quäkern, wenn nicht schwindet, so doch ertragbar wird. Er deutet etwas von diesen Gefühlen in einer Tagebuchnotiz vom 20. Dezember 1933 aus dem Meeting House in York an: „Es scheint mir unendlich wertvoll zu sein, daß ich in einer fremden Stadt so neben einem Menschen sitzen kann, den ich noch nie sah und der mir doch durch seine Gegenwart das Gefühl nimmt, allein in der Fremde zu sein.“

Ein letzter Brief Pipers vor dem Zweiten Weltkrieg aus Princeton vom 26. Juni 1938 teilt seine neue Adresse (ab 5. September) mit: 58 Mercer Street (sein Nachbar war dort u. a. Albert Einstein).

„Lieber Herr Heidemann,

herzlichsten Dank für Ihren Brief. Ich hatte die letzten Monate viel zu tun, es ist heute der erste ruhige Sonntag. Ich habe nun das Manuskript meines Buches „God in History“ abgeschlossen, nun kommt noch eine Woche Sommerkonferenz für Pfarrer, und dann gibt's Ferien. Ich werde vom 15. 7. ab etwa eine Woche daheim sein. Es wäre schön, wenn ich Sie bei der Gelegenheit sehen könnte. Im August wird dann die ganze Familie hierher übersiedeln. Ich bin für ein weiteres Jahr hier verpflichtet worden – allerdings in erster Linie für NT – und ich hoffe, daß ich schließlich hier oder in einem anderen Seminar eine dauernde Stellung finden werde, soweit in diesem Zeitalter etwas dauernd sein kann. Die Umstellung aufs NT bringt viel Arbeit mit sich; aber ich sehe immer mehr ein, daß es eine Schwäche der neueren Dogmatik war, nicht biblisch genug zu sein. Nur dann kann die Bibel wieder das Buch der Gemeinde werden, wenn all unser theologisches Denken und Predigen von ihr bestimmt ist.

Meiner Frau ist es die letzten Jahre nicht gut gegangen. Sie war viel krank, vor allem aber scheint sie seelisch ziemlich mitgenommen zu sein. Ich freue mich, daß diese lange Zeit des Wartens nun endlich zuende geht. Wir wohnen auf dem Seminary Campus, im Schatten schöner alter Bäume.

<sup>19</sup> Siehe Anm. 20.

<sup>20</sup> Ein Durchschlag dieses ausführlichen Schreibens ist im Nachlaß Heidemann. Dort auch Pipers handschriftlicher Brief vom 26. Juni 1938.

Sie werden wohl recht haben, daß der deutsche Prof. heute die äußere und innere Entwicklung durchmachen muß, die der französische im 17. Jahrhundert durchmachte. Es war eine schwere Zeit, aber wie sichtlich hat Christus seine Macht bewiesen! Es ist tröstlich zu wissen, daß wir kein Recht zum Verzweifeln haben.

Mit herzlichen Grüßen und vielen guten Wünschen bleibe ich

Ihr

Otto Piper“

Die Familie Piper muß etwas von dem freundlichen Geist, der in ihrem münsterschen Haus lebenslange Bindungen zu Schülern wachsen ließ, die ihm in ihrem weiteren Lebenslauf zu Freunden wurden, mit über den Atlantik genommen haben, denn in seiner 1962 erschienenen Festschrift zum 70. Geburtstag schreibt sein Kollege James I. McCord: „Their home at 58 Mercer Street, a Federal mansion first occupied by the Seminary's founder, Archibald Alexander, is always open on Friday afternoons for tea and is the setting for the sort of theological conversation and warm personal friendship that have led generations of Princeton Th. D.'s to refer these afternoons as their richest educational experiences.“<sup>21</sup>

## V.

Piper war vor allem für seine westfälischen Theologiestudenten in Deutschland ein Wegbereiter der Ökumene. Aus der Emigration hat er ihnen seine Tagebuchaufzeichnungen nach Deutschland zukommen lassen. Sie sind von offenbar weiblicher Hand mit Schreibmaschinendurchschlägen vervielfältigt worden. Das war nicht ganz ungefährlich.<sup>22</sup> Er hat damit seinen Münsterschen und wohl auch Göttinger Schülern aber ein Fenster nach draußen offengehalten, das ihnen die Hoffnung auf die freie Luft in einem Deutschland erhielt, das unter Hitlers Führung zwar viele Jahre einen außenpolitischen und militärischen Erfolg nach dem anderen verbuchen konnte, aber gleichzeitig dem freimütigen Glauben und Denken seit 1933 eine Schnur um den Hals gelegt hatte, die schließlich für viele zum Henkersseil wurde. Nach dem Kriegsende 1945<sup>23</sup> war es seinen deutschen Schülern möglich, in

<sup>21</sup> James I. McCord: Otto Piper: An Appreciation, in: Current Issues, S. XIII.

<sup>22</sup> Aus einer Anweisung des SD-Hauptamtes (Heydrich) vom 15. Februar 1938: „Die Ökumene stellt den politisch internationalen Protestantismus dar. Diese Bewegung ist ohne den Hintergrund der liberal-demokratischen Welt nicht denkbar. Sie trägt einen marxistischen, pazifistischen und jüdischen Charakter. Der Einfluß der ökumenischen Bewegung auf das deutsche Kirchenleben ist sehr groß.“ in: Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934–1944, bearbeitet von Heinz Boberach, Mainz 1971, S. 921.

<sup>23</sup> Piper wurde Vizepräsident des Am. Relief Cent. Eur. und war von 1946–66 Präsident der

ihren kirchlichen Ämtern dem angelsächsischen Protestantismus mit einer Unbefangenheit zu begegnen, die ihren Vorgängern nach 1918 leider weitgehend gefehlt hatte. Dabei sollte nicht vergessen werden, daß Pipers Sohn Gero für diese Befreiung bei der deutschen Ardennen-offensive als US-Soldat sein Leben gelassen hat.

Hier seien nun zwei Tagebuchabschnitte Pipers aus dem Nachlaß meines Vaters, des Pfarrers Heinz-Wilhelm Heidemann aus Herford (1911–1981), mitgeteilt. Es wäre schön, wenn dieser Abdruck weitere unveröffentlichte Aufzeichnungen Pipers hervorlocken könnte.

Auszüge aus dem englischen Tagebuch Pipers sind bereits in der, reichlich verspätet, erst im Dezember 1934 erschienenen ersten Nummer der Zweimonatszeitschrift „Neuwerk“ (Jahrgang 1934) abgedruckt. Es ist dort allerdings nicht in seiner kalendarischen Folge, sondern systematisch geordnet zu lesen. Zudem handelt es sich um eine freiwillig oder von außen zensierte Fassung. Allerdings ist dort der letzte Eintrag unter dem 8. Juli 1934 verzeichnet. Es könnten also durchaus noch weitere Tagebuchblätter auftauchen.

Es ist nicht ohne Reiz, daß unmittelbar vor Pipers Beitrag im „Neuwerk“ Gedanken des von manchen als Göttinger Großmeister der systematischen Theologie angesehenen Emanuel Hirsch „Zur Lage der Universität“ abgedruckt sind. Er hat sich nie der Bekennenden Kirche angeschlossen, hat für sich in den geistigen Kämpfen seiner Zeit auch nie den ‚status professionis‘ als gegeben gesehen, obwohl er dort durch-

Emergency Comm. Ger. Protestantism (International Bibliographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–45, Volume II, Part 2 . . . The Arts, Science, and Literature, München 1983, Sp. 907. Der erste Army-Chaplain, mit dem Pastor Heinz-Wilhelm Heidemann in amerikanischer Kriegsgefangenschaft in Italien zusammenkam, war wie er ein Piper-Schüler. Er benachrichtigte Piper von dieser Begegnung. Trotz allgemeiner Postsperrung in Deutschland erhielt Frau Irmgard Heidemann geb. Raeder durch einen Brief Pipers die Nachricht, daß ihr Mann den Krieg lebend überstanden hatte.

Jochen-Christoph Kaiser hat auf die Zweigleisigkeit der internationalen Verbindungen des deutschen Protestantismus nach dem 1. Weltkrieg hingewiesen, in der sich auch ein innerdeutscher Antagonismus widerspiegelte: „Bestimmend für die Entwicklung des Internationalen Verbandes für Innere Mission und Diakonie und des zwei Jahrzehnte damit eng verflochtenen Protestantischen Weltverbandes war die osteuropäische Orientierung. Die auf die Volks- und Auslandsdeutschen in den abgetretenen Gebieten und im Baltikum zielende (Betreuungs-)Arbeit, die auch der Gustav-Adolf-Verein betrieb, vermischte in vielfältiger Weise volksmissionarische, soziale und ideologische Elemente, unter denen der Antibolschewismus angesichts der territorialen Nähe der Sowjetunion und der Einbeziehung besonderer Hilfswerke für die Rußlanddeutschen eine herausragende Rolle spielte. Die kontinentale Ausrichtung und der nicht zu verkennende deutsche Führungsanspruch unterschieden diese Verbände unter anderem von der in Genf zentrierten Ökumene. Franzosen, Engländer und Amerikaner waren kaum oder gar nicht vertreten, dafür Skandinavier, Deutsch-Balten, Österreicher und Südosteuropäer um so stärker.“ Kaiser, Jochen-Christoph: Verbandsprotestantismus im 20. Jahrhundert, in: Pastoraltheologie, 76. Jahrgang 1987, S. 204f.

aus richtig vorausahnt: „Erst wenn die Universität in ihrer Struktur keinen Raum mehr dafür bieten sollte, in theologischer Arbeit gleichzeitig der Kirche zu dienen, wäre eine solche Herauslösung wünschenswert.“<sup>24</sup>

<sup>24</sup> A. a. O., S. 34.

Welche Spannungen zwischen Hirsch und Piper in der gemeinsamen Göttinger Zeit bestanden haben, deutet sich in einer Anmerkung Christoph Schwöbels zu einem Brief Martin Rades an Karl Barth vom 20. 7. 1923 an. (siehe: Karl Barth – Martin Rade. Ein Briefwechsel. Mit einer Einleitung von Christoph Schwöbel, Gütersloh 1981, S. 190 ff. und 184f). Als Piper am 19. Juli 1923 in seinem Haus mit Göttinger und Pariser Studenten über die Arbeit des Christlichen Versöhnungsbundes sprach, kam es in der politisch erregten Atmosphäre nach der Ruhrbesetzung vor seiner Wohnung zu einer bedrohlichen Demonstration von Studenten des Hochschulringes Deutscher Art und des Jungdeutschen Ordens, so daß Piper seinen Gästen zur Abreise riet und sie zum Bahnhof brachte. Am nächsten Tag stellte das deutschnationale Göttinger Tageblatt der Bürgerschaft die Frage: „Wie lange will sie es dulden, daß ein Mann derartiger Gesinnung an der Georgia Augusta als Lehrer und Erzieher der akademischen Jugend tätig ist?“ Am 21. Juli ließ der Staatsanwalt Pipers Wohnung durchsuchen und ihn zum Amtsgericht bringen, wo er wegen „Beherbergung feindlicher Spione“ verhaftet wurde. Piper wurde am 23. Juli entlassen, das Verfahren kurz danach wegen der Unhaltbarkeit der Anschuldigungen eingestellt. In der vom Rektor unterzeichneten Erklärung des Kleinen Senats der Universität heißt es eine Woche später: „An der Lauterkeit der Gesinnung des Lic. Piper hegen wir keinen Zweifel. Der gute Glaube, in berechtigter Abwehr zu handeln, muß aber auch den demonstrierenden Studenten unbedingt zuerkannt werden. Die Art, wie sie dabei vorgegangen sind, wird von den akademischen Behörden entschieden verurteilt.“

Aus Göttingen (und Erlangen) kam auch der wirksamste und folgenschwerste deutsche Querschuß gegen die entstehende Ökumene. Vor der Tagung des Weltbundes für die Freundschaftsarbeit der Kirchen traf sich in Hamburg die deutsche Vorbereitungskonferenz. Am Morgen des Eröffnungstages konnten die Teilnehmer am 1. Juni 1931 unter der Schlagzeile „Evangelische Kirche und Völkerverständigung“ in den „Hamburger Nachrichten“ u. a. folgende Sätze lesen: „In dieser Lage gibt es nach unserem Urteil zwischen uns Deutschen und den im Weltkriege siegreichen Nationen keine andere Verständigung, als ihnen zu bezeugen, daß während ihres fortgesetzten Krieges wider uns eine Verständigung nicht möglich ist. . . Hier bekommt die Forderung volle Wucht: durch allen künstlichen Schein der Gemeinschaft hindurchzustoßen und rückhaltlos zu bekennen, daß eine christliche und kirchliche Verständigung und Zusammenarbeit in den Fragen der Annäherung der Völker unmöglich ist, solange die Anderen eine für unser Volk mörderische Politik gegen uns treiben.“

Wer da glaubt, der Verständigung heute anders dienen zu können als so, der verleugnet das deutsche Schicksal und verwirrt die Gewissen im Inlande und Auslande, weil er hier der Wahrheit nicht die Ehre gibt.

Professor D. P. Althaus, Erlangen

Professor D. E. Hirsch, Göttingen.

(Zitiert nach: Bethge, Eberhard: Dietrich Bonhöffer, Theologe, Christ, Zeitgenosse, München 1967, S. 238.)

Diese beiden Theologen haben vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik in Kirche und Universität, auf Kanzel und Katheder gepredigt und gelehrt. Mit ihrem von der gesamten deutschen Rechtspresse 1931 gern verbreiteten Aufruf haben sie allerdings eine Denkstruktur im deutschen Luthertum so wirksam ausgedrückt, daß andere lutherische Ansätze gegenüber der Demokratie, die wie Piper die Weimarer Republik als Obrigkeit bejahten, nicht recht ins allgemeine Bewußtsein kommen konnten, und sie haben Vorbe-

Es sollte festgehalten werden, daß Piper auch bald danach dieses ihm in Deutschland noch verbliebene Forum verschlossen wurde. Die nächste Nummer des „Neuwerk“ erschien unter dem bezeichnenden Titel „Passionszeit 1935“, die darauffolgende letzte im August 1935 unter der Abgesang-Überschrift „Neuwerk“. Auf der letzten Seite beklagt ihr Herausgeber Hermann Schafft: „Von der verheißenen Ritterlichkeit des Kampfes ist leider wenig zu spüren“, und teilt den Beziehern mit: „Mit dem vorliegenden Heft werden wir die Herausgabe des ‚Neuwerk‘ für einige Zeit ruhen lassen.“ Er hat damit die Einstellung dieses Periodikums bekanntgegeben. Piper hat noch einmal in Deutschland – inzwischen als Gastdozent im walisischen Swansea – in einer etwas summarischeren Weise über seine erste Zeit in England berichtet. Der Aufsatz erschien 1935 unter dem Titel „Bei den Quäkern in Woodbroke“ in der „Christlichen Welt“.<sup>25</sup>

### Das Englische Tagebuch 1933–34

Woodbroke, den 11. 11. 1933.

Mir ist, als wäre ich schon sehr lange hier, so sehr fühle ich mich in den Kreis hier gehörig, und so selbstverständlich zieht man mich in die Gemeinschaft hinein. Das ganze Leben geht ohne Hast vor sich; täglich sind nur 4–5 Stunden für Vorlesungen vorgesehen, die übrige Zeit hat man für sich, und das heißt in erster Linie für das Gemeinschaftsleben. Sehr schön sind, wenigstens in der jetzigen Jahreszeit, die offenen Kamine, die vorzüglich brennen und trotz der offenen Feuer gut heizen. Sie werden erst nach dem Abendbrot angezündet, und man sitzt oder liegt dann drum herum.

Das Essen ist für unsere Begriffe fast üppig; gleich morgens nach dem Porridge Fleisch, außerdem Äpfel und Marmelade; morgens um 11 und abends um  $\frac{3}{4}$  10 gibt es Kakao. Mittags gibt es keine Suppe, dafür aber reichlich Wasser und reichlich Pudding oder ähnliches zum Nachtisch. Der Tee ist ganz vorzüglich im Unterschied zum Kaffee. Den Tee nimmt man stehend ein, jeder holt sich an der Teemaschine. Das Abendessen ist wie das Mittagessen; man wechselt beständig seinen Platz, die meiste Bedienung bei Tisch übernimmt man selbst. Wer obenan sitzt, muß alles austeilen. Nur Gemüse und Sauce wird von einem zum anderen herungereicht. Am Sonntagabend hat das Personal ganz frei, da müssen die Studenten und Studentinnen selbst alles auf- und abdecken und abwaschen. Ebenso muß jeder sein Bett selbst machen und sein

halte gegen die Ökumene so zugespitzt formuliert, daß sie bis heute im deutschen Rechtsprotestantismus kräftig fortwirken.

<sup>25</sup> A. a. O., Sp. 493–497.

Zimmer in Ordnung halten. So wird jeder praktisch in die Gemeinschaft eingeführt.

Heute waren wir zur Feier des Waffenstillstandes in der Stadt. Wir waren bei dem Gefallenendenkmal. Dort war das Schweigen sehr eindrucksvoll. Fanfaren kündeten es an, dann stand die Masse zwei Minuten mit entblößtem Haupte, dann sangen sie einen Choral und God save the King.

Jeden Morgen von 9– halb 10 ist Devotional Meeting. Zuweilen ganz schweigend, zuweilen unterbrochen durch ein paar Sätze, die jemand zu einer religiösen Frage sagt, die gerade alle bewegt. Diese Form ist ja bei den Quäkern überhaupt häufig. Jeden Freitag Abend kommt auf diese Weise bei Prof. Hoyland ein kleiner Kreis zu einer Silent Fellowship zusammen, wo man vor allem internationale Fragen behandelt; hinterher bleibt man dann noch bei einer Tasse Tee zusammen.

Unter den Studenten sind nur wenige Quäker. Aber jetzt war gerade Woodbroke Council, da kam aus dem ganzen Lande der Verwaltungsausschuß zusammen, aus allen möglichen Berufen und sehr interessante Leute. Es ist ja sehr eigentümlich, daß die Quäker alle dem gehobenen Mittelstande angehören; sie haben keine Armen unter sich. – Die Arbeitswoche schließt am Freitag mittag, abends ist die Wochenschlußfeier. Sonnabend gehört, auch in den Schulen, zum Weekend.

## II. Sonnabend, 11. 11. 1933.

Am Sonnabend sind keine Vorlesungen. Wir fahren in die Stadt und kommen gerade auf den Hauptplatz, als durch Fanfaren die zwei Minuten Schweigen zur Erinnerung an den Waffenstillstand angekündigt werden. Die gewaltige Menge steht mit entblößtem Haupte in völligem Schweigen. Als die Fanfaren wieder ertönen, singen sie God save the King, dann einen Choral. Dann zerstreut sich alles. Ein Teil macht einen Umzug durch die Stadt und trägt Plakate gegen den Krieg.

Birmingham ist im Inneren eine ausgesprochen häßliche Stadt, trotz der Bankpaläste und großen Geschäftshäuser. Der Hauptteil liegt auf einem Hügel. Der Wagenverkehr in den steilen Straßen ist lebensgefährlich.

Nachmittags eine Einladung zu Mrs. Wilson, wo ich einen Göttinger Kollegen treffe. Abends zu Prof. Wilson, der mich einmal in Göttingen besucht hatte. Er wohnt hier in Selly Oak. Selly Oak ist ein Vorort, der mit der Straßenbahn  $\frac{1}{2}$  Stunde von der Stadtmitte entfernt ist. Auf der anderen Seite des Hügels ist ein Nest mit kleinen Kaufläden und Fabriken. Nach unserer Seite zu ist eine Gartenstadt. Die meisten Wohnhäuser sind für unsere Verhältnisse klein, – immerhin etwas größer als auf der Habichtshöhe. Sechs oder sieben Colleges liegen hier draußen in den Parks. Sie haben für manche gemeinsame Vorlesung die große

George Cadbury Hall, einen großen, modernen Bau, und die ältere Central Hall mit kleinen Hörsälen. Daneben hat jedes College seine eigenen Hörsäle und seine eigene Bibliothek. Zwei oder drei Colleges bilden Missionare aus, eines Lehrerinnen für Sonntagsschulen, eines ist eine Arbeitshochschule. Alle haben sie eigene Kapellen und einen stark religiösen Einschlag in ihrem ganzen Leben.

*Sonntag, den 12. November 1933.*

Die Wahlen in Deutschland regen hier nicht sehr auf, wenn sie auch im Mittelpunkt des Interesses stehen. Vormittags waren wir in der Parish Church, der Hauptkirche von B. Sie gehört zur Church of England. Es war gerade ein sogen. Civic Service: Der neugewählte Lord-mayor kam im roten Mantel und goldener Kette, feierlich von der Geistlichkeit eingeholt. Sehr ausführliche Liturgie, die Lieder werden stehend gesungen. Zum Beten kniet man (hier auf Polsterkissen), bei der Schriftlesung bleibt man sitzen. Nachmittags hielt vor vielen geladenen Gästen ein Herr Watts, ehemaliger Quäker, der seit zwei Jahren in Rußland lebt, einen Vortrag über Rußland. Der Arbeiter sei dort glücklich, weil er wisse, wofür er arbeite. Dann war ich im Quäker Meeting house. Joan Frey, eine der führenden Quäkerinnen und eine der besten Kennerinnen Deutschlands, hielt einen ausgezeichneten Vortrag über „Zwei Wege zum Verständnis des Leidens“. Sie zeigt, daß das Judentum am tiefsten begriffen habe, daß auch das Leiden von Gott stammt und daß man Gott erst da begreift, wo man das Leiden ohne Empörung auf sich nimmt. Man merkte es der Rednerin an, daß sie nicht nur viel Leid gesehen, sondern auch selbst viel durchgemacht hat. Aber das ist das Erstaunliche bei den Quäkern, daß sie eine innere Heiterkeit nie verlieren. Ich war zum Abendessen auch mit Joan Frey zusammen bei Mr. William Cadbury, einem der Inhaber der großen Schokoladenfabriken in Bournville, die heute wohl die größte der Welt ist und 93% der englischen Produktion kontrolliert. Wir kamen auch auf politische Fragen: Es ist den Engländern nicht klar zu machen, warum Deutschland aus dem Völkerbund ausgetreten ist. Für sie ist Völkerbund und Englands Ruhe identisch. – Das riesige Landhaus ist sehr schön eingerichtet, aber das Essen einfach. Die Diensthofen haben Sonntag Abend frei, der Sohn serviert. Wie in jedem englischen Haushalt teilt der Vater jedem das Essen zu. --

*Montag, 13. November 1933.*

Abends öffentliche Diskussion in Cadbury Hall. Pfarrer Leyton Richards spricht für den Pazifismus: Wer Christus nachfolgt, darf unter keinen Umständen sich am Kriege beteiligen, auch wenn er selbst dafür

getötet wird. Sein Gegner, Pfarrer Jones, meint, wir müßten den Krieg bekämpfen. Aber eben deshalb müssen wir uns dem Völkerbund zur Verfügung stellen, wenn er durch Sanktionen Kriege verhindern will. Die Diskussion wird noch lange im College fortgesetzt.

*Dienstag, 14. 11. 1933.*

Nachmittags Besichtigung der Schokoladenfabrik Cadbury. Wir werden erst mit dem Autobus durch die riesige Siedlung gefahren mit ihren Spielplätzen, allein 60 Tennisplätze, ihren Parks, Wohnhäusern, Altersheimen, Schulen usw. Zur Zeit auf Lager 112000 Sack Kakao. Riesige Anlagen zur Anfertigung von Blechbüchsen und Kartons. Nach 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub>stündiger Besichtigung gehen wir gleich den vielen Hunderten von Besuchern in den Teeraum, wo wir nach Belieben essen und trinken können. Beim Abschied erhält jeder Besucher eine große Schachtel Pralinen. Jährlich weit über 100000 Besucher; über 60 Personen, die lediglich Gäste herumführen. Extrazüge und Autobusse kommen aus dem ganzen Lande. Die Firma behauptet, daß das die beste Reklame ist.

*Donnerstag, den 16. 11. 1933.*

Ich hatte heute Nachmittag eine Einladung zum Tee bei Mr. und Mrs. Hoyland, einer Professorenfamilie; er ist zugleich unser Hausvater im Holland House. Es war ein Missionar aus Indien da, Hoylands selbst waren lange in Indien, die Frau ist aus Südafrika. Das ist das einzigartige an Woodbroke, daß die leitenden Menschen alle einen weltweiten Horizont haben. Aber das merkt man auch an den englischen Zeitungen. Sie haben alle den Blick auf das Empire gerichtet, sie denken nicht wie wir nur an das Mutterland. Der Konflikt in der Mandschurei bedroht unmittelbar englische Interessen in Shanghai und Hongkong, und jeder Engländer weiß das. –

Herrlich ist der Humor, der sich auch in den Vorlesungen zeigt. Mr. Wilson erzählte heute: Ein alter Quäker war gegen die kritische Theologie und sagte einst in einem Meeting: Ich kannte junge Leute; der eine glaubte an die Bibel und hatte sich seinen Glauben erhalten, der andere war von der Kritik angekränkelt. Da machten sie eine Fahrt übers Meer, das Schiff ging unter und der Zweifler ertrank. – Nach einiger Zeit fügte er hinzu: Ich muß allerdings, um die ganze Wahrheit zu erzählen, sagen, daß der Rechtgläubige auch dabei ertrunken ist. –

Überhaupt lachen die Engländer gern und leicht. Sie haben eine erstaunliche Fähigkeit, sich über kleine Dinge freuen zu können. Abends spielen wir oft im Common Room Gesellschaftsspiele, an denen auch die Älteren teilnehmen.



### *III. Sonnabend, den 18. 11. 1933.*

Wir wandern um 12 los, fahren ein Stück Bahn von Kings Norton nach Blackwell und wandern dann wieder auf Heckenwegen und Weiden zu Mrs. Albrights Landhaus. Felder sieht man hier kaum, aber viel immergrüne Hecken und sehr schöne Bäume. Wir essen unsere Stullen, sitzen dann am Kamin, und Mrs. Albright zeigt uns einen Teil der vielen Aquarelle, die sie auf ihren vielen großen Reisen als Chairman des Friends Service Council gemacht hat. Der Service Council umfaßt die gesamte Tätigkeit der Quäker im Auslande, Kinderspeisungen, Schulen, Friedensarbeit usw. Bei Anbruch der Dunkelheit wandern wir wieder zurück. – Nach dem Abendbrot ist Entertainment: Erst spielen die Mädchen einschließlich der älteren Damen von 40–60 Jahren! Zwei Stücke: 1 Lustspiel und 1 Märchenspiel (in W. ist ein reicher Vorrat an Kostümen), dann kommen wir Männer vom Holland House mit allerlei ausgelassenen Sachen an die Reihe. Es war ein kindlich netter Abend. Alle Abende schließen mit dem gemeinsamen Gesang eines Chorals, dann gehen wir noch in die Ecke neben der Küche, wo ein großer Kessel mit Kakao steht. Man trinkt und plaudert noch eine Weile, wäscht dann seine Tasse ab, stellt sie in den Schrank und trennt sich. Wir sitzen dann noch im Holland House im Common Room zusammen. –

### *Sonntag, den 19. 11. 1933.*

Vormittags in der Methodistenkirche von Selly Oak. Wenig Liturgie, dafür sechs Choräle. Beim ersten Teile des Gottesdienstes sind Kinder da, sie bekommen nach dem 3. Liede eine Ansprache und gehen nach dem 4. Liede nach Hause. Dann kommt die Predigt für die Erwachsenen, diesmal vor allem Ermahnung zur Abstinenz und zu reichlichem Geben für die Weihnachtsfeier. – Nachmittags war ich bei dem Deutschprofessor John Stevens, der früher in Gießen englischer Lektor war. Gegenüber den mehr mystischen Quäkern wie unserem Prof. Horace Alexander und Jack Hoyland stellt er mehr den praktischen Quäker dar.

### *Montag, den 20. 11. 1933.*

Prof. Wood nimmt mich zu einer Pfarrerkonferenz mit, auf der der Labourabgeordnete René Smith über Kirche und Staat in Deutschland spricht. Gut in der Sachkenntnis, aber es ist für den Engländer unmöglich zu begreifen, was eigentlich in Deutschland geschieht.

#### *IV. Donnerstag, den 23. 11. 1933.*

Man ist hier sehr an den deutschen Dingen interessiert, aber man erfaßt unvermeidlicherweise die Außenseite. Man sieht nur den Gegensatz zur eigenen Demokratie, man empört sich über die Brutalitäten, man beklagt den Einbruch der Deutschen Christen in die Kirche. Aber man begreift nicht, aus was für Motiven das alles kommt, man will auch nicht sehen, daß die Behandlung der Inder durch die sogen. Gesellschaft sich kaum von der Behandlung der Juden in Deutschland unterscheidet.

Man merkt dem Verkehr auf der Straße an, daß B. eine Millionenstadt ist. Am erstaunlichsten ist es, mit wie wenig Verkehrsschutzleuten man auskommt. Nur ganz selten sieht man einen weißmanteligen Schutzmann die Arme bewegen. Meist wird der Verkehr durch Lampen geregelt, die automatisch die Farbe wechseln. Und an dem Hauptplatz vor dem Rathaus überläßt man überhaupt alles der Disziplin der Schofföre und des Publikums, und es geht sehr gut.

In den Straßenbahnen und Zügen ist es so gut wie selbstverständlich, daß die Herren aufstehen, wenn kein Platz mehr da ist. In der Beziehung ist der Engländer viel höflicher als der Deutsche. Man erzählte mir eine nette Geschichte: Eine dicke Frau sagt zu ihrem Nachbar: Stehen Sie doch auf, es ist so voll: Darauf er: Wenn Sie aufstehen können 3 junge Damen sitzen. Sie wütend: Wenn Sie mein Mann wären, würde ich Sie vergiften. Er ganz höflich: Wenn ich Ihr Mann wäre, würde ich es nehmen!

#### *Freitag, den 24. 11. 1933.*

Wir haben Besuch von Tagores Privatsekretär. Er erzählte von Ghandi, mit dem er lange zusammen war. Ghandi wird dieses Jahr nur auf sozialem Gebiete arbeiten. Die Hilfsmaßnahmen, die der Quäker C. F. Andrews in einem indischen Hungergebiete durchgeführt hat, haben mehr für England gewirkt als alle politischen und militärischen Maßnahmen. Wo Andrews vorbeikam, standen Hunderte schweigend auf dem Bahnhof und warfen Blumen in sein Abteil.

#### *V. Sonntag, den 26. 11. 1933.*

Nachmittags bei Dr. Migena zum Tee. Dr. Migena hat die Handschriftenabteilung der Bibliothek unter sich. Jedenfalls ist er im Auftrage von Ed. Cadbury viel im Orient gereist, und er hat eine Sammlung syrischer Handschriften mitgebracht, die ihresgleichen in der ganzen Welt nicht hat. Die Sammlung trägt deshalb mit Recht seinen Namen. In seinem Hause hat er sehr schöne Stücke mittelalterlicher syrischer Kupfer- und Messinggefäße und herrliche persische Teppiche. Er ist

aber keineswegs der Typ eines Bücherwurms, sondern ein kleiner, fröhlicher und sarkastischer Mann, der eine Norwegerin zur Frau hat. Wir gehen heimwärts zu Fuß,  $\frac{1}{2}$  Stunde lang, immer dieselben kleinen Einfamilienhäuser mit Vorgarten, alle trotz der Unterschiede im Einzelnen im gleichen Stil, nur ein Teil mit, ein Teil ohne Garage. In den Ansprüchen an die Wohnung scheint der ganze englische Mittelstand gleich zu sein. Nur die ganz Reichen haben eine größere Wohnung. Hier wird nach allen Seiten viel gebaut, aber immer in der gleichen Größe.

*Mittwoch, den 29. 11. 1933.*

Zum Tee bei Horace Alexander. Er ist bei Ghandis letzter Verhaftung nach Indien gereist und hat seine Freilassung bewirkt. Er hat einen sehr guten Namen als politischer Schriftsteller. Die Frau ist gelähmt, fährt im Rollstuhl, aber ist geistig überaus rege, in allen Vorlesungen und Feiern zu sehen und nimmt an der Arbeit ihres Mannes intensiv teil.

*Donnerstag, den 30. 11. 1933.*

Bei Dr. Rendel Harris zum Tee. Er ist 82 Jahre alt, hat jetzt durch eine Operation ein Auge verloren, aber ist geistig ganz frisch und unterhielt uns fast 2 Stunden. Er hat einen glänzenden Humor. Er war ursprünglich Mathematiker, warf sich dann aber auf Griechisch und unter Harnacks Einfluß auf Kirchengeschichte. Er gab die berühmte Bega-Handschrift des N. T. heraus, war Professor in Cambridge und gleichzeitig der geistige Leiter von Woodbroke seit der Gründung 1903. Die Deutschen Christen, sagt er, haben keinen Humor. Wieviel wirksamer kämpfte Marcion gegen das A. T., wenn er sagte: Elisa holte zwei Bären aus dem Walde, die im Namen des alttestamentlichen Gottes 40 Kinder auffraßen; der neutestamentliche Gott sagt durch Jesus: Lasset die Kindlein zu mir kommen. —

*Sonnabend, 2. 12. 1933.*

Zum Sonnabendabend haben wir diesmal wieder ein Theaterstück. Studenten und Dozenten nebst deren Frauen spielen Shaw's Pygmalion. Es ist wie meist bei den englischen Liebhaberaufführungen: Sie lesen die Rollen ab. Aber sie spielen mit so viel Lebendigkeit und Charme. Unser Professor für A. T. als komischer Vater: Welcher von den deutschen Kollegen wäre solcher Unbefangenheit fähig? Ich bin überhaupt erstaunt über die Begabung fürs Schauspiel, namentlich wo es einen Stich ins Komische hat. Diese Selbstironie scheint den Engländern sehr zu liegen.

Eine sehr bezeichnende Eigentümlichkeit fiel mir bei Tische auf. Wenn man eine Schüssel haben will, pflegt man den Nachbarn selten direkt darum zu bitten. Man fragt: Möchten Sie nicht noch etwas But-

ter? Da muß man aufpassen; es ist nicht so sehr die Fürsorge um einen selbst wie vielmehr der höfliche Wunsch: Auch wenn Sie nichts mehr brauchen, reichen Sie es mir bitte.

Freitagabend hatten wir eine Diskussion über Freundschaft. Wir redeten lange aneinander vorbei, weil die Engländer und Amerikaner unter Friendship das Leben in Gemeinschaft verstehen. Wir haben ja im wesentlichen nur zwei Gemeinschaftsformen in Deutschland: Den Bund, auf innerer Gemeinsamkeit aufgebaut, und die auf äußerer Gemeinschaft beruhenden mehr oder weniger militärischen Vereinigungen. Die Angelsachsen legen es dagegen darauf an, daß auch eine äußerlich zusammengewürfelte Gesellschaft – wie wir es hier z. B. sind – füreinander aufgeschlossen wird, und sie haben ein Talent, das zu erreichen, und dadurch auch eine gemeinsame Wirksamkeit nach außen hin.

*Sonntag, den 3. 12. 1933.*

Vormittags in St. Mary's Church in Selly Oak, eine anglikanische Kirche im ritualistischen Typ, mit Chorknaben, Kreuzschlagen, gregorianischem Gesang und priesterlichen Gewändern. Im Mittelpunkt steht die Abendmahlsfeier. Die Predigt geht auf den Advent kaum ein, erwähnt ihn nur mit einem Worte, und feiert stattdessen das Andenken des Apostels Andreas, dessen Fest morgen ist.

Nachmittags mit einem Studenten weit nach draußen gefahren, auf die Lickey Hills, eine Doppelreihe bewaldeter Hügel, die an klaren Tagen wahrscheinlich einen weiten Blick gewähren.

Unser Leben hier ist durch eine Hausordnung streng geregelt. 7.15 ertönt zum 1. Male laut und lange die Alarmklingel, 7.30 zum zweiten Male für die Langschläfer. 7.55 muß alles im Speisesaal sein, vorher haben wir noch unsere Schuhe geputzt. (Wie gut, daß es so wenig regnet und daß unsere Wege so gut sind.) Wir wohnen auf vier Häuser verteilt. Die Studenten 15 gegen 45 Mädchen, im sogen. Holland House, so genannt, weil die ersten ausländischen Studenten aus Holland kamen. – Wenn die Hausdame meint, es sei lang genug gewartet, schließt sie die Türe zum Speisesaal und läßt die nächsten 5 Minuten, bis Bibellesen und stilles Gebet vorbei sind, niemanden herein. Genau so macht sie es bei den übrigen Mahlzeiten. Das Frühstück beginnt mit Obst, jetzt meist einer Apfelsine. Dann wird auf drei Tische eine Terrine mit Porridge gebracht, und wer etwas haben will, holt für sich oder seinen Nachbarn. Dann gibt es gebratenen Speck oder Rührei oder Räucherfisch oder Würstchen oder etwas ähnliches. Je nachdem, ob man Kaffee (furchtbar) oder Tee (sehr gut) will, geht man zu Miss Fowler oder der wardress, die einen großen Kessel vor sich stehen haben und austeilen. Wer

nicht satt ist, kann noch ein Stück Brot mit Butter und Marmelade essen. Für Vegetarier wird immer extra gekocht. – Nach dem Frühstück wird das Bett gemacht; Fegen und Aufwischen besorgt eine Aufwartung. Um neun Uhr ist Andacht, 25 Minuten lang. Meist sagt jemand kurz etwas, zuweilen auch ganz schweigend. Von 9.50–1 Uhr sind Vorlesungen, teils in einem Nebengebäude, teils in der George Cadbury Hall, in der die gemeinsamen Vorlesungen für alle Selly-Oak-Teilnehmer stattfinden. Aber nur Dienstags bis Freitags sind den ganzen Tag Vorlesungen. Montags ist nach der für alle Colleges gemeinsamen Andacht nur ein einstündiges Seminar, an dem vier Leute von uns teilnehmen, nachmittags gar nichts. Ebenso Freitag nachmittag und Sonnabend. Ich höre viele Vorlesungen, um mein Ohr zu schulen. – Nachmittags von 2–4 ist frei zum Spielen, die meisten spielen Tennis und Hockey. Um 4 Uhr gibts Tee im Common Room, dem Tagesraum des Hauptgebäudes. 2 Teekessel stehen auf dem Mitteltisch, jeder holt sich selbst. Auf dem Nebentisch stehen Schüsseln mit Butterbroten, die zum Tee nicht fehlen dürfen, und Gebäck. Man steht oder sitzt um den Kamin herum. Von 4.40–6.45 soll gearbeitet werden, z. T. sind Vorlesungen; um 7 Uhr gibts Abendbrot. Dann veranstalten die Jungen und die sich so fühlen im Common Room kindliche Gesellschaftsspiele, von 8–9.45 soll gearbeitet werden. Dann trifft man sich wieder im Common Room, singt gemeinsam einen Choral und läßt sich hinten in der Küchenecke noch einen Becher voll Kakao laufen. Manchmal spielen wir dann noch Billard. Um 11 Uhr muß (eigentlich!) Ruhe herrschen. Soweit ich in der Arbeitszeit nicht Briefe schreibe, lese ich englische Bücher, aber die Freizeit ist ja tatsächlich mehr, als im Plane erscheint, in Anspruch genommen durch Einladungen zum Tee usw., und auch die Fahrten in die Stadt nehmen viel Zeit in Anspruch. Die meisten kommen deswegen hier nicht zu einem intensiven Arbeiten. Allerdings wird ja auch gerade sehr viel Wert gelegt auf Geselligkeit und gegenseitiges Kennenlernen. Deshalb ist auch weder die Hausbibliothek noch die sehr gute Centralbibliothek sehr viel benutzt. Aber es sind ja überhaupt kaum Menschen hier, die ein Universitätsstudium treiben. Die meisten haben es hinter sich und absolvieren hier ihr praktisches Jahr. Oder sie bereiten sich auf einen sozialen Beruf vor. Einen sehr guten Eindruck machen die Mädchen am College of Ascension, die für die Mission vorbereitet werden. Sie sind extra ausgewählt, man kann sich nicht freiwillig dazu melden.

VI = 10. 12. 1933.

Wir hatten zwei außerordentlich reiche und schöne Tage durch den Besuch von C. F. Andrews. Er gilt als der einzige Europäer in Indien, der das volle Vertrauen des indischen Volkes besitzt. Ein sehr großer und

stattlicher Mann mit einem grauen Vollbart. Das Schönste an ihm ist der Blick, so voll Güte und Klarheit und einer inneren Freude. Er sprach uns in diesen Tagen viel von der Freude und legte das Wort zugrunde: Wenn diese Dinge (nämlich das Unheil der Endzeit) geschehen, dann erhebt euer Haupt, denn die Erlösung ist nahe. (Luc. 21, 28.) Und das merkte man aus allem, was er sagte: Hier steht nicht etwa ein Optimist, der sich seine gute Laune nicht verderben läßt, sondern ein Mann, der viel Leid und viel Unrecht gesehen hat und der durch viel Schmerz und Sorge hindurchgegangen ist, der aber durch alles nur in der Gewißheit bestärkt worden ist: Christus ist mit mir! Und diese Gewißheit gibt ihm dies fast überirdische Strahlen der Augen. – Er erzählte von Ghandis letzter Gefangenschaft und Krankheit, von seiner wunderbaren Errettung vom Tode. Ghandi will in den nächsten Jahren gar nichts mit den eigentlichen politischen Fragen zu tun haben, er widmet sich ausschließlich der Arbeit für die Gleichberechtigung der untersten Klassen, der sogen. Unberührbaren. Die Klassentrennung geht jetzt immer noch so weit, daß die Kinder der Unberührbaren nicht im Schulzimmer sitzen dürfen, sondern nur auf der Veranda und nun sehen müssen, wieviel sie vom Unterricht abbekommen. Aber es scheint, daß gegenwärtig die Wirtschaftskrise die Menschen so bedrückt, daß das wirtschaftliche Interesse überhaupt zurücktritt. Der Zusammenhang mit dem Weltmarkt hat dies Agrarland in eine furchtbare Krise geführt, der gegenüber die europäische Not noch gering ist. –

Gestern nachmittag hatten wir Old People's Party. Aus der Umgegend waren 60 alte Leute zu einer Weihnachtsfeier eingeladen. Alle Studenten und Studentinnen hatten ihre Aufgabe bei der Vorbereitung und Durchführung: Die alten Leute besuchen und persönlich einladen, die Räume alle ausschmücken, die Aufführungen vorbereiten. Von halb 3 ab stand ein Dutzend an der Straßenbahn, um die alten Leute zum Hause zu führen; hier übernahm sie ein Dutzend von uns und führte sie in die Garderoben und in den Saal, und dann hin und her von dem einen zum anderen Saale, und wieder zurück, (viele waren gebrechlich). Wir sangen und musizierten, einige spielten Theater, dann kam ein Professor als Weihnachtsmann und gab jedem persönlich ein Geschenk. – Abends war in den anderen 2 Colleges Schlußfeier. Ich war in Westhill. Im Speisesaale wurde getanzt, im Common Room waren Brettspiele aufgestellt, in einem dritten Raum wurde Theater gespielt. Die jungen Mädchen von Westhill, die als Religionslehrerinnen ausgebildet werden, hatten z. T. sehr elegante Abendkleider und keinerlei theologische Bedenken, zu tanzen. Und in Firecroft hatten sie ein Maskenfest, bei dem es sehr ausgelassen zugegangen sein soll, auch hier ohne Gewissenskonflikte. Dies ist überhaupt erfreulich: Diese Natürlichkeit, die eine echte und tiefe Religiosität nicht nur nicht ausschließt, sondern

unmittelbar mit ihr verbunden ist. Heute morgen war ich zum Meeting im Bournville Meeting House der Quäker. Sie haben Eingangslied, Schriftverlesung und Lesung von Geboten [!], aber keine Liturgie. Aussprachen nur, soweit irgend jemand etwas zu sagen hat. Mir fällt das auch im College auf, wieviel innere Zucht da ist, daß nicht einer seine persönlichen Probleme vorbringt, sondern über das redet, was die Gemeinschaft bewegt. Drei Tage war es der Tod des Kindes eines der Dozenten, was uns in den Devotionals beschäftigte.

*Sonnabend, den 16. 12. 1933.*

Jack Hoyland nimmt einige von uns im Wagen mit nach Cheltenham. Andere kommen nach. Neblicher Tag, feucht und kalt. Housecrofts' bei Cheltenham, wo wir arbeiten sollen, ist ein größeres Grundstück, zwei Meilen vor der Stadt. Auf dem hinteren Teile sind 10 Siedlungshäuser gebaut. Der vordere Teil, 12 acres (1 ac = etwa 4050 m<sup>2</sup>), ist seit 10 Jahren unbebaut. Im letzten Jahre versuchte Prof. Dr. Scott von der Universität Cardiff ein soziales Experiment, das wir fortsetzen wollen: Arbeit ohne Vermittlung von Geld in Reichtum zu verwandeln. Er glaubt, daß die Einzelsiedlung weniger dazu geeignet ist, weil sie den einzelnen stärker in die Privatwirtschaft einfügt. Dr. Scott beschloß, die brachliegenden 12 acres allmählich zu roden und das Land Erwerbslosen zur Verfügung zu stellen. Aber die Erwerbslosen kamen nicht. So begann er Ostern 1933 mit 30 Studenten umzugraben und Kartoffeln zu pflanzen. Als die Ferien vorüber waren, stand eine fertige Baracke, eine zweite war ohne Fenster. Ein Erwerbsloser erbot sich, das Land weiter zu betreuen; er richtete sich in der Baracke eine Schuhmacherwerkstatt ein; in den Ferien hatte ihm ein Theologiestudent, selbst ein ehemaliger Schuster, das Schustern beigebracht. Dr. Scott bot Erwerbslosen, die sich an dem Feld beteiligen wollten, an, daß ihnen die jeweiligen Arbeitsstunden gutgeschrieben werden sollten, und im Herbst sollten die Kartoffeln im Verhältnis zu den Arbeitsstunden verteilt werden. Doch sollte auch ein Austausch zwischen anderen Arbeitsleistungen sein, so z. B. kann man sich auch gegen die Gutscheine Schuhe besohlen lassen, die Haare schneiden und Kleider ausbessern lassen. Die betreffenden Handwerker können sich dann entsprechend mehr Kartoffeln erwerben. Dr. Scott hofft, allmählich alle Handwerker hineinzubekommen, er denkt außerdem daran, wenn erst alles Land urbar gemacht worden ist, die Leute in einem Gemeinschaftsheim anzusiedeln. Er glaubt, daß sich diese Idee allmählich weiterverbreiten und so einen Teil der Arbeitslosigkeit beseitigen wird. Wir waren dazu da, weiteres Land zu roden. Dr. Scott meinte, daß das Mißtrauen der Erwerbslosen dem ganzen Plane gegenüber am ehesten schwinden wird, wenn sie sehen, wie Angehörige anderer Stände sich auch dafür zur Verfügung

stellen. Der Beginn war für uns hart. Der Boden war noch 20 cm gefroren. Ich wohnte bei einer Gärtnerfamilie. Die Unterhaltung stieß im Anfang auf Schwierigkeiten, da sie stark Dialekt sprechen. –

*Sonntag, den 17. 12. 1933.*

Ich war eine Stunde bei Mr. West, dem Schuhmacher, in der Baracke. Er arbeitet, aber andere Glieder der Siedlung – sie sind fast alle durch die Heilsarmee zur Siedlung gekommen – waren augenblicklich dagegen, daß wir am Sonntag arbeiteten. Auch die Gemeinnützigkeit sei kein Grund, den Sonntag zu entheiligen. (Seit dem Sommer sind zwei Familien in regelmäßiger Arbeit an dem Lande beteiligt.) Sonntag wird im ganzen Lande sehr streng gehalten. So mußten wir einen Rasttag einlegen. Ich ging dann zur St. Peterskapelle zum Morning Prayer. Besuch sehr schwach. Sie gehen lieber um 6 zum Evening Prayer. Da sind, zwischen Tee und Supper, die Hausfrauen auch frei. Nachmittags hielt Dr. Scott im Y.M.C.A. einen Vortrag, um freiwillige Helfer zu finden, stieß aber auf keine Sympathie. – Zum Tee waren wir bei Captain Stevens eingeladen. Eine feine, alte Familie, beide aus Offiziersfamilien und im Empire weit herumgekommen. Söhne und Schwiegersöhne auch in Indien und Canada. Die kleine reizende Enkeltochter (10 Jahre) serviert den Tee, was eine komplizierte Geschichte ist, denn dazu gehören Weiß- und Braunbrotbutter Schnitten, Keks und Marmelade, Kuchen, Honigkuchen. Abends sitze ich bei meinen Wirtsleuten.

*Montag, den 18. 12. 1933.*

Morgens bekomme ich, wie es in vielen Familien üblich ist, vor dem Aufstehen schon eine Tasse Tee und einen Keks. Der Boden ist aufgetaut, freilich klebrig, wir arbeiteten tüchtig. Dr. Scott meinte, es sei wohl das erste Mal, daß die Welt einen Philosophieprofessor und einen Theologieprofessor nebeneinander habe Land umgraben sehen. Es ist ein klarer, milder Tag; wir sehen, daß unser Tal von beiden Seiten von Hügeln umgeben ist. Das Tal ist ausgefüllt mit einer Anzahl kleiner Gärtnereien, die Obst und Gemüse bauen, von Blumen, vor allem Rosen und Chrysanthemen, die die eigentlichen Weihnachtsblumen sind. – Mittags bekomme ich ein Telegramm, daß ich morgen in York sein soll; so muß ich die Arbeit am Abend bereits wieder abbrechen. Wir hatten noch einen schönen Abend in dem einen Quartier. Eine junge Lehrerin, etwa 30 Jahre, half uns mit, und sie erzählte uns ihren Lebenslauf. Sie hatte voriges Jahr ihren Beruf zunächst aufgegeben und versucht, mit 1 £ monatlich auszukommen. Sie half in Siedlungen und Lagern, übernachtete auch wohl im Freien und in Asylen. Sie sah frisch und gesund aus, war sehr zufrieden mit diesem Leben in völliger und freiwilliger Armut und behauptete, noch nie so fröhlich gewesen zu sein wie in



dieser Zeit völliger innerer und äußerer Unabhängigkeit. Dann löschten wir das Licht, und beim Kaminfeuer sangen wir, jeder in seiner Sprache, deutsche, englische und welsche Lieder. –

*Dienstag, den 19. 12. 1933.*

Auf dem Bahnsteig warten viele Schüler des Colleges in Cheltenham. Es ist ein gutes, altes College, und die Schüler machen alle einen ausgezeichneten Eindruck. Auf den ersten Blick befremdet es einen, wie sicher diese Jugend von 13–14 Jahren bereits dreinblickt, und wie männlich die 17jährigen auftreten. Aber auf der anderen Seite bleiben ja die englischen Männer viel länger kindlich, als es bei uns der Fall ist. In Newcastle fand ich sie viel weniger gepflegt und diszipliniert. Auf der Fahrt nach Norden sah ich nichts; ein paar schwarzgeräucherte Häuser, in Sheffield dann einmal  $\frac{1}{4}$  Stunde lang liebliches Hügelland, immer mit Weiden, selten Äcker, dann wieder Nebel. In York regnete es noch. Ein Auto des Erzbischofs, den ich von Lausanne her kannte, holte mich ab. Er wohnt eine Meile vor der Stadt in einem schönen mittelalterlichen Palaste; auf drei Seiten ein großer Park, dahinter der Fluß. Sein Arbeitszimmer hätte bequem die münstersche Wohnung in sich aufgenommen; noch größer der Speisesaal und das Empfangszimmer. Leider kann er mir auch keine feste Zusage geben. Da er viel zu tun hat, fährt mich sein Auto nach  $\frac{1}{2}$  Stunde wieder in die Stadt zurück.

*Mittwoch, den 20. 12. 1933.*

Besichtigung der Stadt. – Schöne mittelalterliche Stadt mit Resten aus der Römerzeit, Mauern, Toren und Türmen aus dem Mittelalter und einer gewaltigen Kathedrale, der größten in England. In der Altstadt viele mittelalterliche, kleine Gassen. Hier noch mehr als in Birmingham fällt mir auf, wie überfüllt die Schaufenster sind. Alles, was der Mann anzubieten hat, steht im Schaufenster. Sehr viel Lebensmittel, Wäsche, Garderobe. Neu sind mir die Buchhandlungen, durch die man hindurchgeht und wo man sich die Bücher ansieht, um u. U. nach einer Weile befriedigt, aber ohne etwas gekauft zu haben, wieder hinauszugehen. Um 11 Uhr war ich im Quäker Meeting House. Es war nur noch ein alter Mann zum Meeting da, wir saßen am Gasofen  $\frac{1}{2}$  Stunde schweigend zusammen. Es scheint mir unendlich wertvoll zu sein, daß ich in einer fremden Stadt so neben einem Menschen sitzen kann, den ich noch nie sah und der mir doch durch seine Gegenwart das Gefühl nimmt, allein in der Fremde zu sein. –

Als ich um 3 Uhr auf dem Bahnhof stehe, kommt plötzlich ein so dichter Nebel, daß man kaum 10 m weit sehen kann. Der Zug wird mit 70 Min. Verspätung gemeldet, schließlich kriegen wir aber einen anderen Zug, der aber auch sehr vorsichtig fährt. Mit 100 Min. Verspätung

komme ich in Newcastle an. Gesehen habe ich unterwegs nur ein paar Bahnofslichter. Mrs. Wilson empfängt mich sehr freundlich, ich bin wirklich gleich zu Hause.

*Donnerstag, den 21. 12. 1933.*

Vormittags fährt uns Miss Wilson im Auto südwärts vor die Stadt. Leider rutscht sie aus und hat längere Zeit Beschwerden. Nachmittags schreibe ich Briefe, und dann sitzen wir am Kamin und unterhalten uns.

*Freitag, den 22. 12. 1933.*

Vormittags gelesen und geschrieben. Nach Tisch in die Stadt gegangen. Wir wohnen in einem Außenbezirk auf einem Hügel im Westen der Stadt. Es geht ziemlich tief herunter bis zum Fluß. Lange Straßenzüge mit modernen Häusern gehen nach beiden Seiten ab. Das ist überhaupt eines der Kennzeichen Englands: der Serienbau. Es liegt wohl daran, daß sich nur selten jemand ein Haus nach eigenen Plänen baut. Die meisten Häuser werden von Gesellschaften gebaut und nach Wunsch vermietet oder verkauft. Nach Möglichkeit Einfamilienhäuser; selbst in den großen Städten sind die Etagenhäuser fast nur zu Geschäftszwecken oder Hotels. Am Fluß konzentriert sich der ganze Verkehr auf einen ziemlich schmalen Streifen. Riesenbrücken führen über den Fluß, drei so hoch, daß die großen Seeschiffe darunter durchfahren können, die vierte eine Drehbrücke. Die alte Burg aus der Normannenzeit und die ebenso alte Kathedrale liegen auf diesem Flußstreifen. Die Geschäfte konzentrieren sich auf 6–8 große Straßen auf der ersten Uferterrasse, daneben sind die Straßen der Banken, der Versicherungen, der Reedereien usw., jedes nach Möglichkeit in einer Spezialstraße.

*Sonnabend, den 23. 12. 1933.*

Vormittags im Auto westwärts. Wir sehen die Reste der Mauer und des Walles, die Hadrian gegen die Picten und Scoten anlegte. Mitten im Weideland liegen einige kleine Kohlenbergwerke, von der Arbeiterkolonie umgeben. Wir besuchten Captain Stead. Sie wohnen in einem hübschen, geräumigen, einstöckigen Hause, einem ehemaligen Kloster. Wunderbare alte Möbel und Gobelins. Es muß sich in diesem Lande doch viel mehr erhalten haben als in Deutschland. – Nachmittags mache ich einige Einkäufe in der Stadt. Man kommt heute im Stadttinneren kaum vorwärts, und ich denke, in den Warenhäusern wird schrecklich viel gestohlen. Die Aufsichtsdamen laufen ganz nervös hin und her. Die große Markthalle hat in buntem Durcheinander Stände für Fleischer, alte Möbel, alte Kleider, Blumen, Schokolade, Spielwaren, alte und neue Bücher, Fische, Obst. Auf den Straßen überall Händler mit Mistel, Stechpalme, Chrysanthemen; daneben Kinder, die Papiersäcke ver-

kaufen zum Heimtragen der Einkäufe. Aber in jedem Warenhaus haben sie auch diese Beutel. – Nach dem Tee lese ich aus einem englischen Buche vor, eine sehr gute Übung. Zum Abendbrot gibt es wie immer Schinken, zwischendurch essen wir auch von der Lammkeule, die wir am Donnerstag warm hatten. Das Radio gibt abends das Leipziger Urteil durch. Man ist sehr befriedigt, daß alle außer van der Lubbe freigesprochen sind. Und man fragt sich voller Besorgnis: Was wird nun? –

*Sonntag, den 24. 12. 1933*

Vormittags zum Quäkermeeting, das hier ohne Gesang und Lesungen ist. Nach Tisch geschrieben. Der Nachmittag hat die ganze Monotonie eines englischen Sonntags. Aber immer sind die Gespräche mit Mrs. Wilson erquickend und erhebend. Sie ist mit ihren 83 Jahren noch so lebendig und temperamentvoll und voller Teilnahme an allem, und eine sehr ernsthafte und tiefe Christin. Sie gehört zu den Plymouthbrethren oder Darbisten. Auf den ersten Blick mag einem dieser ungebrochene Glaube in den Wortlaut der Bibel etwas komisch vorkommen, aber dann merkt man, daß es eben nicht nur ein Wortglaube ist, sondern daß sie wirklich in der biblischen Weltsicht lebt. Abends war ich mit Mrs. Wilson zu einem Meeting der „Brüder“. Sie haben keinen Pfarrer, sondern Männer aus der Gemeinde predigen. Wir sangen sehr viel, auch die alten Christmas Carols, die wir schon in Woodbroke gesungen hatten. Die Predigt war sehr einfach, aber Ausdruck langer und tiefer religiöser Erfahrungen. Der Prediger war ein Kaufmann. – Abends hörten wir am Radio noch Weihnachtslieder, nachts wachte ich auf: Auf der Straße sang ein Chor Weihnachtslieder. Ebenso ziehen am 24. abends und am 25. morgens Musikantentrupps durch die Straßen und spielen Weihnachtslieder. Aber Weihnachtsbäume sieht man selten, mehr Zimmer mit Papiergirlanden ausgeschmückt usw. Aber der heilige Abend spielt hier überhaupt keine so entscheidende Rolle; der Haupttag ist der 25.; man schickt sich gegenseitig Glückwunschkarten und beschenkt sich viel weiter als bei uns im allgemeinen. –

*Montag, den 25. 12. 1933.*

Weder die Quäker noch die „Brüder“ haben heute oder morgen Gottesdienst. Die Tage gelten ihnen nur als bürgerliche Feiertage, weil sie keine biblische Grundlage haben. Wir hörten aber im Radio sehr schönen Gottesdienst von Christ-Church in Oxford. Sehr viel Gesang; es wurden heute vier Psalmen gesungen statt sonst nur einem; und eine gute Predigt. Die Predigten sind hier im allgemeinen viel einfacher, viel weniger intellektuell als bei uns. Dafür sind sie anschaulicher; sie behandeln nicht so sehr die Gedanken wie die Tatsachen der Bibel.–

Nach dem Gottesdienste kam die Post mit den Päckchen und Briefen aus Deutschland. Sonst war dem Hause nicht viel von Weihnachten anzumerken. Nur mittags kam der traditionelle Truthahn, der kalt noch viele weitere Tage zum Mittag- und Abendessen erscheinen wird. Nachmittags war im Radio ein interessantes Programm: erst kamen Berichte von den verschiedenen Weihnachtsfeiern rings im Lande, dann wurden die Glückwünsche an die Dominions und Kolonien von dem Mutterlande weitergegeben, von Irland zu den Bermuda-Inseln, nach Canada, Neu-Seeland, Indien, Kapstadt, und von da kamen die Glückwünsche wieder zurück. Man hörte ganz deutlich. Sie erzählten, wie weit sie bereits mit der Feier waren, was für Wetter, ob Tag oder Nacht. Es war ganz aufregend, in  $\frac{1}{4}$  Stunde den Gang der Berichte und Glückwünsche um die ganze Erde zu verfolgen. Dann sprach der König, der sich das alles mitangehört hatte, seinen Dank und seine Glückwünsche für die Gesamtheit der britischen Staaten aus. Zum Schluß wurde die Nationalhymne gespielt, die hier wirklich ein Choral ist: Das „God save the King“ ist nicht nur eine Redensart. Sie steht ja auch in jedem Gesangbuch.–

*Dienstag, den 26. 12. 1933.*

Mittags Autofahrt Tyne-aufwärts. Das linke Ufer ist felsig, bewaldet, und hat an den Hängen schöne Landsitze. Der Wald oder die Wäldchen, denn große Wälder gibt es in England fast gar nicht, sind auch im Winter durch die vielen immergrünen Sträucher und das Efeu sehr abwechslungsreich. – Nachmittags durch die westlichen Vororte. Die Friedhöfe haben fast lauter stehende Grabsteine, keine Kreuze oder Denkmäler. Kaum daß mal ein Bibelspruch sich findet. Meist nur: To the memory of N. N. beloved husband usw. – Auf vielen Gräbern liegen künstliche Kränze wie in Frankreich. Aber immer nur einer auf jedem Grab, auch gegen Nebel und Staub geschützt durch eine Glasglocke. Zu Weihnachten sind viele Gräber geschmückt mit Blumen (Chrysanthemen) und immergrünen Kränzen. Viele Kränze sind mit einem Briefe versehen, denn Freunde und Bekannte der Verstorbenen drücken auf diese Weise zu Weihnachten ihre Verbundenheit aus. (Ein letzter Rest der Opferfeiern, die in heidnischer Zeit jedes Jahr an den Gräbern stattfanden.)

Die riesigen Arbeiterviertel, die sich im Westen vom Tyne heraufziehen, sind in ihrer Eintönigkeit von außen her trostlos. Aber lauter – wenn auch kleinste – Einfamilienwohnungen, und innen ganz gemütlich. Nirgends sah ich so viel schmutzige und verwahrloste Kinder wie in Newcastle, ein Proletariat, wie wir es kaum kennen. Die meisten auch erstaunlich klein, aber zierlich und gut gebaut. Große Familien scheinen auch hier selten zu sein.

## VII. Newcastle.

Vom 30. 12. nachmittags bis 2. 1. 1934 vormittags war ich Gast von Gilbert Richardson, einem Junggesellen und Freunde der Wilsons. Er hat mit seinem Bruder eine Hutfabrik, aber sein eigentliches Interesse ist Religionsgeschichte, alte Sprachen und Dichtung. Für Malerei wie scheinbar für alle anschauliche Kunst hat er kein Organ, in der Wohnung hängt kein Bild. Er gehört noch zu den Quäkern, hat aber keinen engen Zusammenhang mit ihnen. Er tut viel Gutes, aber seine religiösen Überzeugungen sind mehr bei einem philosophischen Monotheismus als beim Christentum. Am 30. nachmittags sahen wir uns die alte Normannenburg an, die 6 Jahre nach der Eroberung des Landes (1072) als eine Zwingburg an die Stelle des Römerlagers gesetzt war, auf dem Steilufer über dem Flusse, die Brücke sowie die uralte Straße von Nord nach Südengland beherrschend. Der alte, massive Bau, ein grober, würfelförmiger Klotz, hat die Jahrhunderte ungebrochen und unverändert überstanden. Er ist wohl das beste Beispiel mittelalterlichen, normannischen Burgbaues. Im alten Torhaus sind die römischen Altertümer untergebracht. Newcastle war in alter Zeit der Mittelpunkt der römischen Befestigungswerke gegen die nördlich wohnenden Picten und Scoten. Eine gewaltige Mauer, die Hadriansmauer, fälschlich Hadrianswall genannt (wall heißt Mauer im Englischen), ging von der Tyne westwärts bis an die Irische See. An vielen Stellen sind die Lagerüberreste noch erhalten, ebenso sind die Mauer und die Gräben und die Landstraße noch auf weite Strecken zu sehen. In den bewohnteren Gegenden hat man allerdings Mauer und Lager als Steinbrüche benutzt. Gefunden hat man zahlreiche Altäre, darunter viele des vom Orient herkommenden Mithraskultes, darunter auch mancher einheimischer Gottheiten. So wird ein Waldgott Cocidius viel verehrt, ein Brunnenheiligtum muß großen Zulauf gefunden haben, denn in dem Brunnen fand man viele tausend Münzen, die Heilung- oder Hilfsuchende hineingeworfen hatten, daneben auch viele andere Weihgaben, wie kleine Figuren, Gefäße u. a. m. Aber alles beweist in der Unbeholfenheit der Inschriften wie in den unvollkommenen Formen der Statuen, wie weit man hier von den Kulturzentren entfernt war. Nichts von der großen Kunst der Kaiserzeit ist hier zu merken. —

Der 31. Dezember war ein sonniger Tag. Wir fahren zu dem 10 Meilen entfernten Tynemouth ans Meer. Das linke Ufer ist steil, an der Flußmündung liegt das alte Kastell, das das alte Kloster umschließt. Die Ruinen der alten Kirche sind ein schönes Beispiel des sogen. frühenglischen (hochgotischen) Stiles, der am ehesten in seiner Strenge an Notre Dame de Paris erinnert. Trotz der Sonne war es neblig, die Sirene des

Leuchtturms hupte in regelmäßigen Abständen. Das Meer war still, und nur selten rollte eine große Welle gegen den langen Pier.

Nachmittags hörte ich im Radio die verschiedenen kontinentalen Sylvestergottesdienste. Die Deutschen gaben mir wenig, so ging ich abends zu der Westgate Hall, wo die Wesleyan Mission (methodistische Volksmission) ein Peopleservice hatte. Sehr viel Lieder wie immer bei den Methodisten. Hauptthema der Lieder: Freude, daß wir erlöst sind. Die Mitteilungen ausführlich, sehr viel persönliche Mitteilungen über die Verstorbenen des Kreises und über erwartete Gastprediger. Die eigentliche Predigt kraftvoll: Das Evangelium kann das Leben nicht leichter machen, aber darauf kommt es auch nicht an. Wohl aber gibt es uns die Kraft, den Schwierigkeiten des Lebens standzuhalten. – Das Publikum: kleines Bürgertum und Arbeiter. Viel Männer, viel junge Leute. Von der Sylvesternacht merkten wir nicht viel. Nur das Heulen der Schiffssirenen um Mitternacht. Aber die Nacht spielt überhaupt nicht die Rolle, die sie allmählich von Berlin und Amerika her in Deutschland bekommen hat.

#### *1. Januar 1934.*

Regnerischer Tag. Wir fahren mit der Bahn nach Durham. Als wir aussteigen, bietet sich durch den Nebel ein überwältigender Ausblick: Auf dem gegenüberliegenden Ufer, fast ganz vom Flusse umflossen, zieht sich enggebaut die Stadt hinaus, überragt von der gewaltigen Normannenburg und der riesigen Kathedrale. Durham zählt zu den schönsten Stücken des englischen Mittelalters. Das Plateau ist einheitlicher als York, wo das Mittelalter in einzelnen Stücken über das ganze Land verstreut ist. Um die Kathedrale ist viel freier Platz; der Platz ist rings von mittelalterlichen Gebäuden umgeben, in denen der Dean, das Kapitel und die Sänger der Kathedrale wohnen. Die Burg auf der einen Seite des Platzes birgt heute die Universität. Aber alles hat seine mittelalterliche Ursprünglichkeit behalten. In der Burgküche kochen sie heute noch für die Studenten und benutzen noch zum Zubereiten die alten mächtigen Tische. – Burg und Kathedrale sind Zeichen der normannischen Eroberung. Die Kathedrale ist in großer Einheitlichkeit im normannisch-romanischen Stile gebaut, soviel ich weiß, die größte romanische Kirche, über 500 Fuß lang (150 m). Das Dach des Mittelschiffes ist sehr hoch; 2 Fensterreihen übereinander. Die gewaltigen Säulen von mehr als 2 m Durchmesser wirken zierlich. Ein besonderes Schmuckstück ist die ostwärts vorgebaute Marienkapelle, die so zierliche Doppelsäulen hatte, daß man sie im letzten Jahrhundert stützen mußte. In der Bibliothek sind Schätze aus der angelsächsischen Zeit: Alte Kreuze, Handschriften, Schmuckstücke. Man sieht, wie sich hier Germanisches und Irisches gemischt haben. –

4. 1. 1934.

Ich sah mir das Innere der alten Burg in Newcastle an. Im Erdgeschoss ist die Kapelle, im zierlichsten normannischen Stile erbaut; daneben der Waschraum, ein düsterer Raum, von einer mächtigen Mittelsäule getragen. Dann kommt ein Mittelgeschoß, das um den Wachraum [!] herumgebaut ist, und eine Menge kleinerer Räume, die wohl für die Offiziere bestimmt waren. Der ganze obere Teil des Gebäudes ist von einem sehr hohen Raume gebildet, der vielleicht Tagesraum war. Die Hauptsache aber sind die von außen ihn umgebenden zwei Stockwerke von Gängen und Schießscharten, so eingerichtet, daß man auch den eingedrungenen Feind noch von oben her bekämpfen konnte. Die Plattform der Burg ist von Zinnen umgeben.

Am 5. 1. 1934 waren wir noch einmal am Meere. Es war ein ganz klarer Tag. Die Küste ist von der Tynemündung 8–9 Meilen weiter nordwärts bebaut. Unterhalb des Steilufers zieht sich ein breiter Sandstrand hin, augenblicklich ein herrlicher Spaziergang an den heranrollenden Wogen entlang. –

VI [!]= 26. Februar 1934.

Reise nach Cambridge. Kalter Tag mit Nordostwind. Cambridge liegt in einer Ebene mit viel Wasser und großen Wiesen. Der Fluß umfließt die Stadt im Halbkreis. Keinerlei Industrie. Die Universität ist alles. Überall in den Straßen laufen die Studenten herum. Trotz der Kälte ohne Mantel, höchstens mit einem Schal. Gewisse Dinge werden hier in England, dem Lande der freien Persönlichkeiten, rasch allgemeiner Typ. Alle Studenten tragen graue Flanellhosen und irgendein dunkelbraunes Jacket, dazu meist einen Pullover. Andere Farben sieht man kaum. Oder die vielen hundert Fahrräder der Studenten und Professoren haben alle vorn den runden Korb, in dem Kolleghefte und andere Bücher untergebracht werden. Mein Fahrrad würde hier direkt auffallen, so alt und schwarz sind die meisten. Die Graduierten tragen alle mit einer nachlässigen Grazie den leichten schwarzseidenen Talar mit Halbärmeln, wenn sie zum Kolleg gehen, auch sonst meistens. Die alten Kollegs aus dem 14.–17. Jh. liegen alle mit der einen Seite zum Fluß, auf der anderen ziehen sich breite, parkartige Wiesen hin; die Kollegs sind meistens durch eine Brücke mit dem Park verbunden. Aber abends werden die Türen zugemacht. Im allgemeinen hat alles um 9 zuhause zu sein. Die alten Kollegs haben 60–200 Plätze. Trinity 700! Die Gebäude liegen wie im Kloster um einen, manchmal um 2–3 Höfe herum. Jedes hat sein eigenes Refektorium, meist sehr hohe Räume, Hall genannt, seine eigene Kapelle (Kings Chapel ist, soviel ich weiß, die größte Kirche in Cambridge) und wenigstens eine eigene Lecture Hall, die z. T. gleichzeitig Bibliothek ist. Die Lederstühle sind richtige Lehn-

stühle, mit dem Namen des Stifters obenan, und Schildern der Inhaber unten drunter.

Ich wohne in Ridley Hall, einem College der Church of England. Es wohnen hier 25 Leute, nur Graduierte. Sie haben fast alle ihren akademischen Grad in einer anderen Fakultät gemacht, nur zwei oder drei haben von Anfang an Theologie studiert. Sie sehen durchweg recht gut aus, reifer als unsere durchschnittlichen Studenten und sicher, ohne irgendwie verkrampft oder anmaßend zu sein. Griechisch können sie etwas, wohl nicht ganz soviel wie beim kleinen Graecum, Hebräisch im allgemeinen gar nicht. Die ganze Art des Theologiestudiums hier ist anders. Der Prinzipal von Ridley Hall, Gibson, ist ein ehemaliger Missionar, der wegen seiner organisatorischen Befähigung die Leitung des College bekam, und der nun Dogmatik und Ethik liest. Seine Art ist sehr eindrucksvoll: Es ist eine lebendige, auf Erfahrung aufgebaute Dogmatik, die alles beiseite läßt, was nur wissenschaftliches Interesse hat. Natürlich haben sie auch unter den Theologen einige „Gelehrte“. Aber die Mehrzahl soll mehr von der religiösen Erfahrung aus reden. Sie lesen alle gern und viel die Bücher der anderen. Sie legen keinen Wert darauf, originell zu sein. Dafür aber machen sie unmittelbaren Eindruck auf die Studenten.

Nachmittags waren wir in Chess und (?) hall, einem kleineren College der Independentisten zu einer Sitzung der Ministers' Fellowship, einer Vereinigung von Geistlichen und Theologen aller Denominationen. Professor Merrill sprach über den geschichtlichen Jesus in den Briefen des N. T. Sie machen hier in Cambridge viele Versuche, die verschiedenen Denominationen zu einem engeren Zusammenarbeiten und gegenseitigen Verstehen zu bringen. Andererseits sind hier die Denominationen gar nicht dogmatisch geschieden wie bei uns. Die Unterschiede gehen durch alle hindurch, sie betreffen die Auffassung von der Kirche und die Stellung zur Bibelkritik. Aber ein Mann wie der Presbyterianer Oman hat seine theologischen Schüler überall.

Zum Tee war ich im Wessex-(oder Wesley) House, einem methodistischen College. Es ist ein ganz neuer Bau, aber sie bauen alles gotisch. Das gehört zum Stil eines Cambridge-College. Man betont die Gemeinsamkeit mit den alten Colleges. Ich sprach zu den Studenten über die kirchliche Lage in Deutschland; wir hatten eine sehr lebhafte Aussprache. Sie begehen hier gewöhnlich zwei Fehler: sie sehen die Lage einfacher als sie ist, und sie suchen sie als eine rein politische Angelegenheit zu verstehen.

Um halb 7 war ich zum Evening Prayer in der Kapelle von Ridley Hall; es war besonders schön, weil mehrere Gesangs- und Orgelsoli eingefügt waren. Jeden Morgen um 7,15 und Abend um 6,30 ist Andacht in der Kapelle. Morgens ist nach der Andacht bis um 8 Uhr Schweigen.



Dienstag, den 27. Februar 1934.

Vormittags streifte ich durch die Stadt und sah mir die verschiedenen Colleges an. Zum Tee hatte ich eine Einladung zu Dr. Oman vom Westminster House, einem Presbyterianer College. Oman ist Schotte, hat in Deutschland studiert und kennt deutsche Theologie sehr gut. Er hatte keine besonders freundliche Meinung von Barth. Das hätten sie alles bereits in den presbyterianischen (calvinistischen) Kirchen Englands. Aber wir hätten nun in Deutschland einmal diese Neigung, immer wieder neue theologische Schulen zu gründen. Dann kam er auf Politik zu sprechen. Wie die meisten Engländer kann er die deutsche Politik nicht verstehen. In akademischen Kreisen stößt man immer wieder auf drei Einwände: 1. Der Antisemitismus der deutschen Regierung (auch bei Leuten, die wie Oman gar nicht besonders judenfreundlich sind). 2. Die Unterdrückung der persönlichen Meinung und Initiative, während England gerade darauf aufgebaut ist, daß der Einzelne sich frei verantwortlich fühlt fürs Ganze, und 3. die Arbeitslosenfrage, (wobei die Engländer aber auch nicht wissen, wie sie gelöst werden soll).

Die Engländer haben ja in einer bewundernswerten Weise Achtung vor dem Gemeinwohl und Freiheit vereinigt. Man findet Leute baden an Plätzen, wo es ausdrücklich verboten ist. Aber das Verbot bedeutet nur: Wenn jemand Schaden anrichtet, hat der Eigentümer das *Recht*, Ersatz zu fordern. Oder „Verbotener Durchgang“ bedeutet nur „Kein öffentlicher Weg“.

Oman sprach dann über Cambridge, das mehr als Oxford den britischen und nüchternen Geist entwickelt habe. Theologie sucht, mit den exakten Wissenschaften zusammenzugehen. Auf der anderen Seite haben die exakten Wissenschaften eine Tendenz zu vereinheitlichender Zusammenschau. In Oman begegnete mir am stärksten der exklusive Geist von Cambridge. Sie fühlen sich sehr hoch über allen anderen. Meine Hoffnung, gerade an Oman eine Unterstützung meiner Pläne zu finden, wurde völlig enttäuscht.

Abends hielt ich vor den Studenten von Ridley Hall und ein paar Gästen eine Vorlesung über den geschichtlichen und soziologischen Hintergrund der kirchlichen Lage in Deutschland.

28. Februar 1934.

Vormittags im Fitzwilliam Museum. Es ist von den üblichen Provinz-museen unterschieden durch die große Anzahl älterer ausländischer Bilder. So bietet es einen ganz anderen Anblick. Die Engländer scheinen in der Malerei einseitig die Landschaft bevorzugt zu haben, im 19. Jh. kam dann noch das Porträt hinzu. Aber den Menschen in der Kunst haben erst die Präraffaeliten entdeckt, und auch die mehr die

Seele als den Menschen in seiner Ganzheit. Sie haben alle eine Scheu vor dem Körper. Ist es die englische Scheu, den anderen sein Innerstes sehen zu lassen, was den Künstler dazu treibt, seine Gefühle durch die Darstellung einer Landschaft zu verbergen? Oder ist es der Einfluß des Puritanismus, der dem Körper mißtraute? Im 18. Jh. begegnen einzelne Porzellangruppen, die unter französischem Einfluß nackte Kinder und sogar fast nackte Göttinnen und Götter darstellen. Aber das hört ganz plötzlich wieder auf.

Nachmittags war ich in den Seminaren von Prof. Barkitt und Prof. Bethune-Baker. Die Seminare sind etwas ganz anderes als unsere, weil nur sehr wenige Studenten da sind, dafür aber z. B. bei Barkitt vier andere Professoren und Gelehrte. Sie lasen gemeinsam die Apostelgeschichte und machten geschichtliche und philologische kritische Bemerkungen darüber. Es ist das Ideal wissenschaftlicher Zusammenarbeit. Bei Baker war es nicht ganz so. Das lag wohl mit an Baker. Barkitt ist trotz seines Alters von stärkster Lebendigkeit, Baker ist sehr gedämpft. Er ist Systematiker. Er setzte mir seine Prinzipien auseinander. Die Kirche von England setzt nach seiner Meinung nicht die Reformation, sondern die katholische Kirche voraus. Aufgabe der Systematik ist, das Alte lebendig zu machen, aber auch kritisch zu durchleuchten und sich mit der modernen Wissenschaft auseinanderzusetzen. Ich kann verstehen, daß sie keine Dogmatik haben, da sie kein eigenes Prinzip haben, auf dem ihre Kirche als eine Kirche aufgebaut ist. Zum Abendessen war ich von Sir Edwin Hoshyns, einem *N.T.*ler, nach Corpus Christi College eingeladen. Corpus ist eins von den kleineren Colleges, nur 120 Studenten, aber offenbar viel reicher als der Durchschnitt. Jedenfalls hatten wir an der Toptable ein üppiges Dinner: Legierte Suppe, gebratene Fischchen, Beefsteak. Apfelmus mit Sahne, dazu Sherry. Dann im Nebenraum Obst. Portwein, Kaffee. Hoshyns hat Barths Römerbrief übersetzt und ist sehr auf dem Laufenden über deutsche Theologie. Er sieht die Kompliziertheit der deutschen Verhältnisse und hütet sich, sich von seinen eigenen politischen Wünschen bei der Beurteilung leiten zu lassen. Er meint, was ich auch meine, daß der Barth der Kommentare, nicht aber der Barth der „Dogmatik“ auf England Einfluß haben werde. Er ist die stärkste Persönlichkeit, die ich bisher in der englischen Theologie gesehen habe. Erstaunt ist man ja immer wieder über die Formlosigkeit oder wohl genauer über die Mannigfaltigkeit der Formen im gesellschaftlichen Leben. Nach dem Essen saß ich noch allein mit H. in seinem großen Arbeitszimmer (jeder Professor hat sein Arbeitszimmer im College, nicht im Hause). Er lag lang in seinem Sessel, die Beine auf das Geländer des Kamins gelegt. Dann machte er die Weste von oben bis unten auf (der unterste Knopf ist immer offen, das ist englischer Stil). In meiner Vorlesung legte sich ein

Student lang auf die Bank. Das stört nicht. Bei Einladungen setzt man sich auf den Teppich, wenn wenig Stühle vorhanden sind. Zum Bilderbetrachten kann man sich auf den Teppich knien, statt sich mühsam darüber zu beugen, u. s. w.

Die Tischgebete sind in den Colleges noch lateinisch und haben sich seit dem Mittelalter wohl nicht geändert. Cambridge bringt einem diese Seite an England, den ungebrochenen Zusammenhang mit dem Mittelalter, deutlich zum Bewußtsein. Kein Wunder, daß die andere (liberale) Seite im Engländer in den modernen Universitäten wie Manchester, London, Bristol, Newcastle u. s. w. diesen Zusammenhang völlig vernachlässigt. Aber auch da zeigt sich die Macht der Tradition: Auch die modernen Universitäten sind gotisch gebaut. Nur in dem völligen Verzicht auf Theologie wird der Protest deutlich.

Die Engländer, die für eine Zusammenarbeit mit Deutschland gewirkt haben, sind in einer schwierigen Lage. Nahezu all die Leute, mit denen sie in Fühlung waren, sind ausgeschaltet heute. Die Naiven hoffen, daß sich das in Kürze wieder ändern werde. Die Tieferblickenden fragen sich: Wird es nun möglich sein, mit der anderen Seite Fühlung zu bekommen? Bisher hatte man die Erfahrung gemacht, daß sie sich sträubten. Vielleicht ist das für die Engländer eine gute Erfahrung: Sie lernen begreifen, wie schwer internationale Zusammenarbeit ist.

#### 4. März 1934.

Mittags im Manor House bei Mrs. George Cadbury, der Witwe eines der älteren Inhaber der Schokoladenfabrik. Sie heißt nicht mit Unrecht „Die Königin von Selly Oak“. Eine große, rüstige Erscheinung trotz ihrer mehr als 70 Jahre, die Haare à la Königin Alexandra sehr hoch frisiert. Man merkt ihr an, daß sie von Jugend an eine führende Rolle gespielt hat. Sie war in Meiningen ein paar Jahre in der Schule, wuchs in der Hofgesellschaft auf, kam dann viel in der Welt herum. Sie ist heute noch in Fühlung mit Gertrud Bäumer und anderen Deutschen, die in internationalen Verbänden führend waren. Hier in England hat sie vor allem in den Werken der Frauen- und Kinderwohlfahrt eine leitende Stelle. Augenblicklich kümmert sie sich sehr um die deutschen Flüchtlinge. Schon bei einem kurzen Gespräch mit ihr fühlt man, wie hier praktischer Sinn und Helferwille in der glücklichsten Weise zusammenwirken. Sie ist eine Meisterin der Gespräche. Sie weiß mit einer ganzen Gesellschaft sich zu unterhalten, immer so, daß sie beim Nächsten das Thema wieder aufnimmt und zu seinen Interessen hinwendet. Ich glaube, es ist wahr, daß sie in der Lage ist, sich ebensogut mit Arbeitern und mit Dienstboten wie mit Königen zu unterhalten, weil sie eben niemals „Konversation“ macht.

Manor House ist ein riesiger Besitz am Rande von Selly Oak. Sechs- oder siebenmal im Jahre ist der Park sonntags allgemein zugänglich. Es beginnt im Frühling, wenn die Narzissen überall aus dem Rasen herauskommen und geht bis zum November, wo die Chrysanthemen im Gewächshaus blühen. Auch hier das Quäkerprinzip: Reich sein ist kein Verbrechen, aber Reichtum muß sich den anderen mitteilen.

### 5. 3. 1934.

Dr. Pevsner aus Göttingen hält in der Universität einen Vortrag über „Englische Kunst, wie sie ein Ausländer sieht“. Er gibt eine sehr gute Auswahl von Bildern. Er zeigt, wie Holbein und van Dyck in England bald ganz anders malen als auf dem Kontinent: viel konventioneller, ohne Hintergründe. Er macht an Reynolds die Mischung von „Reverence und Nonchalance“ im Verhalten Frauen gegenüber deutlich. Turner und Blake beweisen, daß der Drang zum Außerordentlichen sich nur in Traum und Vision zu gestalten wagt. Kox zeigt die Anstrengung, tägliches Leben symbolisch zu durchdringen. Die ungeheure Scheu des Engländers, Gefühle zu zeigen (sehr bezeichnend nennt er den Expressionismus Post-Impressionismus), ist der Grund, daß nur Landschaft und Porträt in der Malerei wirklich vertreten sind. Pevsner soll vom 1. April für ein Jahr Studien über den Zusammenhang von Kunstschule und praktischem Leben, spez. Industrie, machen. Im Kunstgewerbe vor allem ist der Einfluß von Ruskin und William sehr deutlich zu spüren: Zurück zum Handwerklichen! Das geht soweit, daß sie in den Schulen mit Zwiebelchalen und Flechten usw. die selbstgesponnene Wolle selbst einfärben. Schulen und Wirtshäuser werden mit Vorliebe im altenglischen Stil gebaut. Freilich habe ich oft das Gefühl, als wenn diese Tendenz auf Kosten eines wirklich künstlerischen Gefühls geht. Aber die Frauen und Mädchen sind sehr eifrig im Handarbeiten. In Vorträgen und Diskussionen sieht man sie stricken, sticken und häkeln. Verschiedene unserer Studenten haben schon einen Pullover bekommen.

Sehr bezeichnend auch, was man zu Pevsner sagte: In England pflegt man nicht einen Mann für eine Stelle zu suchen; sondern: wenn ein Mann mit Fähigkeiten da ist, schafft man für ihn eine Stelle.<sup>26</sup>

<sup>26</sup> Nikolaus Bernhard Leon Pevsner (Leipzig 1902 – London 1983) ist der einzige deutsche Emigrant, dessen Name in den hier vorliegenden Tagebüchern auftaucht. Möglicherweise kannten sich die beiden bereits aus Göttingen, wo Pevsner von 1929–33 Privatdozent für Kunstgeschichte und Architektur war. Er hat die ihm gegenüber geäußerte, von Piper überlieferte Anstellungsmaxime in vorbildlicher Weise erfüllt. Sir Nikolaus Pevsner ist der Initiator und Hauptautor eines englischen Architekturinventars geworden. Für „The Buildings of England“ (1951–72, 47 Bände) hat das „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler“ von Georg Dehio als Vorbild gedient. In der für ihn an der Universität Birmingham

6. 3. 1934

Erste Vorlesung in Hadsworth College. Die englischen Studenten pflegen ihre Begeisterung mehr mit den Händen als mit den Füßen auszudrücken. Sie trommelten mit Fäusten auf den Tischen herum, warfen dann plötzlich die Arme dreimal in die Luft, schrien dreimal irgend ein „Heil“ und ließen sie dann donnernd wieder fallen. Sehr beliebt ist, vor den Vorlesungen zu singen, wenn der Lecturer nicht gleich kommt. Während der Vorlesung ist die Haltung sehr ungezwungen. In Ridley Hall lag während meiner ganzen Vorlesung einer auf der Bank, andere Kollegen erzählen, daß sie die Beine auf der Bank liegen haben, bis sie plötzlich etwas ganz Besonderes interessiert und sie sich Notizen machen.

In der nachfolgenden Unterhaltung in Handsworth wird immer wieder nach den evangelischen Kirchen in Deutschland gefragt. Überall die bange Sorge, daß der Protestantismus seine Sendung verleugnet. Kittels Schrift zur Judenfrage wird um so schmerzlicher empfunden, als Kittel sich hier eines besonderen Ansehens erfreute.

### **Das Amerikanische Tagebuch 1937**

*Princeton, den 31. 10. 1937.*

Gestern war das erste der von der Universität veranstalteten Konzerte. Wir haben einen sehr musikalischen Winter mit einem sehr guten Programm vor uns. Gestern spielte das New Yorker Symphonieorchester unter Barbirolli. Ich wurde sehr an ähnliche Veranstaltungen in Göttingen erinnert: das Publikum war sehr stark akademisch mit dem ganzen leicht blasierten Selbstbewußtsein der Universitätsleute; auch die verhältnismäßig seltene Schönheit unter den Frauen berührte heimatlich. Aber man sah allerdings mehr elegante Abendkleider und Pelzmäntel als in Göttingen. Bei solchen Gelegenheiten wird deutlich, wie sehr Princeton Universitätsstadt und sonst nichts ist. Neben den 400 Universitätsdozenten wohnten noch etwa 100 reiche Familien hier, z. T. Geschäftsleute, die in Philadelphia oder New York ihr Geschäft haben, aber die Stille und Schönheit und Exklusivität von Princeton lieben. Hinzu kommt dann noch als eine Besonderheit von Princeton sein presbyterianisch-puritanischer Charakter. Es herrscht ein Geist stren-

bald nach der Begegnung mit Piper beginnenden Arbeit ist er zum Pionier der Industriedenkmalpflege geworden und hat damit wiederum Rückwirkungen auf Deutschland ausgeübt, wo der heutige Schutz der frühen Industriegebäude im Ruhrgebiet seinen Ideen viel zu verdanken hat. Vgl. Meyers großes Universal-Lexikon, Bd. 10, Mannheim/Wien/Zürich 1984, S. 583; Who's Who in the World 1974/75<sup>2</sup>, S. 780; International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–1945; Volume II/Part 2, München 1983, Sp. 900–901.

ger Rechtlichkeit hier, aber man spürt hier auch, was Tröltsch die „innerweltliche Askese“ des Calvinismus genannt hat. Vor allem ist das in den Kreisen des Seminars zu merken. Man ist sehr unglücklich, daß in der Stadt jetzt die Gastwirtschaften am Sonntag nachmittag alkoholische Getränke verkaufen können. Der Lehrkörper und die meisten Studenten sind Vollabstinenten. Selbst beim Abendmahl gibt es Traubenmost, keinen Wein. Man war sehr enttäuscht, daß der große holländische Theologe Kuyper, der vor dem Kriege hier war, in alle Gastwirtschaften ging, um die Weine auszuproben. Die Studenten sind in ihrem ganzen Wesen sehr viel gesetzter als irgendwo in Großbritannien. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie so ausgelassen sein können wie englische Studenten und sie lieben zwar auch, Witze zu erzählen, aber es fehlt ihnen der natürliche Humor, der es dem Engländer ermöglicht, auch sich selbst ständig zu ironisieren.

Die Arbeit im Seminar ist nun im vollen Gange. Die Studenten müssen jedes Jahr eine bestimmte Anzahl von Vorlesungsstunden nachweisen, wenn ihnen die Zeit angerechnet werden soll. Z. T. sind das Pflichtvorlesungen, die für den betreffenden Jahrgang vorgeschrieben sind, z. T. sogenannte Electives, die sie sich auswählen können und die eine Art Verbindung von Seminar und Vorlesung sind. Vorige Woche habe ich die erste meiner monatlichen Prüfungen abgehalten und hatte dann das Vergnügen, fast 60 Arbeiten durchzusehen. Es stellte sich heraus, daß meine Beurteilung fast genau mit der vom vorigen Jahre sich deckte. Ich habe mir dann die schwächsten Leute einzeln vorgenommen, und mit ihnen noch einmal alles durchgesprochen. Das ist eine mühselige Arbeit, aber man interessiert sie dann wenigstens für systematische Theologie. Ich habe herausbekommen, daß die beste Vorlesungsmethode hier darin besteht, zuweilen zu fragen, auch während der Vorlesung Einzelfragen zu beantworten, und nach jedem größeren Abschnitt eine gemeinsame Diskussion zu haben. Aber nach jeder Stunde habe ich immer eine Gruppe um mich, die die ganze Pause hindurch Fragen stellt und Einwände macht. Ich bin in der Beziehung wirklich froh zu sehen, wie rege und allgemein die Anteilnahme der Studenten ist.

Vorgesehen ist eigentlich, daß aller Unterricht im Anschluß an bestimmte Lehrbücher erfolgen soll, damit der Student die Sachen daheim gründlich durcharbeiten kann. Aber ich finde das in meinem Falle nicht leicht. Das bisher benutzte Buch für Dogmatik stammt aus den siebziger Jahren. Es ist nicht schlecht, aber die ganzen neueren Fragestellungen sind natürlich darin gar nicht behandelt.

Außerlich ist das Leben hier sehr ereignislos. Von der Umgegend haben wir bisher kaum etwas gesehen. Vor ein paar Wochen war ich in einem Dorfe südwestlich von Princeton, in der Ebene, die sich von hier

nach dem Meere zu erstreckt. Die presbyterianische Gemeinde hat viermal im Jahre im Gemeindehause ein Essen für einen wohlthätigen Zweck. Dafür müssen all die in dem betreffenden Vierteljahre Geborenen einen Dollar oder den Gegenwert in Lebensmitteln stiften. Der Ertrag des Essens wird dann für kirchliche Zwecke verwandt. Um die Sache anziehender zu machen, hatten sie mich gebeten zu sprechen. Es war nett und interessant. Der amerikanische Farmer hier im Osten ist kultivierter als der Bauer bei uns, wenn es ihm auch wirtschaftlich nicht besser geht. Er hat größere Sicherheit im Benehmen und ist wohl auch aufgeschlossener. Einen Sonntagnachmittag fuhr uns ein Kollege ein Stück nach Westen und Südwesten. Es ist eine wellige Landschaft mit verhältnismäßig viel Wald, der damals ganz besonders herrlich war. Es wachsen hier so vielerlei Bäume, und jede Sorte hat ihr besonderes Gelb oder Rot oder Braun im Herbst. Wir fuhrten dicht bei Lindberghs Besetzung vorbei und sahen die Stelle, wo das Baby gefunden worden war. Sie ist jetzt eine Art Nationalwallfahrtsort geworden. Die kleinen Städte bestehen meist aus einer Hauptstraße mit dichten grünen Bäumen. Man sieht, daß die Sommer hier sehr heiß sein müssen. Die Häuser, meist Holzhäuser, haben alle große Veranden. Sie liegen meist in einem Garten, der ohne Zaun an die Straße reicht.

Bei Lambertsville erreichten wir den Delaware, der hier zwischen Hügeln dahinfließt und an das mittlere Maintal erinnert. Aber auf der Straße bildeten die Autos buchstäblich Schlange, und an Straßenkreuzungen dauerte es oft lange, bis man weiter konnte. Die Gegend ist geschichtlich berühmt. Zu einem Zeitpunkt, wo die Lage der Amerikaner verzweifelt zu sein schien, verließ Washington mit seinen Truppen unerwartet das Winterlager, setzte unter großen Schwierigkeiten über den angeschwollenen Delaware und überfiel bei Morgengrauen die hessischen, in englischem Dienste stehenden Truppen in Trenton, einer Stadt 10 km südlich von hier. Die Hessen hatten gerade gut und reichlich Weihnachten gefeiert, und Washington erbeutete in reichem Maße Munition und Schuhwerk für seine Truppen.

Für viele Menschen sind die jeden Sonnabend hier stattfindenden Fußballwettspiele ein wichtiges Ereignis. Gestern, als Havard gegen Princeton spielte, waren über 40 000 Menschen hier. Bis an den Rand der Stadt waren die Straßen voll von Autos; auf dem Bahnhof reichten sich die Extrazüge, und überall sah man die Menschen schon lange vorher mit den Farben oder Symbolen einer der beiden Universitäten herumlaufen. Gero ist sehr interessiert, denn er verkauft mit den Studenten zusammen Programme und verdient sich so jede Woche einen Dollar oder so extra, und außerdem kriegt er eine Freikarte.

Ich gewinne allmählich mit der Universität Fühlung: es sind eine Reihe öffentliche Vorlesungen, wir haben außerdem das Recht, die

Bibliothek zu benutzen, und Dr. Mackay,<sup>29</sup> der Präsident unseres Seminary, hat eine kleine Gruppe von Dozenten der beiden Institute gebildet, die monatlich einmal zu zwanglosen Zusammenkünften sich treffen. Im übrigen besteht mein Leben wesentlich in Arbeiten und Fühlungnahme mit unseren eigenen Studenten und Dozenten: ein ruhiges, aber inhaltreiches Leben.

Das Seminar macht zur Zeit eine kritische Periode durch. Es hat für eine sehr lange Zeit als Hort einer sehr konservativen reformierten Theologie gegolten. Und Charles Hodge, der große Systematiker im vorigen Jahrhundert, hat eine dicke dreibändige Dogmatik geschrieben, die heute noch den Vorlesungen zugrunde gelegt wird und die von vielen als der Inbegriff der Rechtgläubigkeit angesehen wird. Nach dem Kriege kam es in Princeton zu einem Lehrkonflikt. Einer der Professoren, Dr. Machen, wurde schließlich aus der Kirche ausgeschlossen und bildete mit einem Teil der Gemeinden und Pfarrer eine neue Kirche. Ihr Hauptstreitpunkt ist Prämilleniarismus. Sie lehren, daß Christus zweimal wiederkehren wird auf die Erde: einmal, um sein tausendjähriges Reich zu gründen, und ein zweites Mal hinterher zum Weltgerichte. Nicht als ob man Dr. Machen das Recht bestritten hätte, solche Auffassungen zu hegen, aber man wehrte sich dagegen, daß er diese eine Lehre einseitig in den Mittelpunkt stellte. Andererseits hat der Fundamentalismus, d. h. die Richtung, die an die göttliche Inspiration jedes einzelnen Bibelwortes glaubt, einige ihrer Gründer in Princeton gehabt. Der neue Präsident, Dr. Mackay, der selbst ein Schüler des Seminars ist, steht aber sehr stark unter Barths Einfluß, und sein Wunsch ist, die neuere europäische Theologie in Princeton zur Geltung zu bringen. Sein Programm ist: bibeltreu, aber nicht buchstabentreu; und evangelistisch, d. h. mit allem Nachdruck auf die Heilsbedeutung Jesu Christi, nicht nur Verkündigung eines korrekten theologischen Systems. In gewissen Kreisen hat aber nun die Berufung des neuen Professors für religiöse Erziehung, D. Homrighausen, böses Blut gemacht. Verschiedene kleinere kirchliche Blätter greifen ihn wegen seiner Stellung zur Bibel scharf an und beschuldigen Princeton, es werde seiner Tradition untreu. Das ist ein ziemlich ernster Fall, weil Princeton nicht nur zahlenmäßig eines der vier größten Seminare ist, sondern auch theologisch immer nach der rechten Seite hin führend gewesen ist, während die andern drei, Harvard, Yale und Union New York, alle mehr oder weniger nach links hin orientiert sind.

Ich selbst habe bisher keinen Anstoß erregt, finde mich aber zuweilen in einer schwierigen Lage. Ich finde, daß gerade, wenn man die Bibel ganz ernst nimmt, vieles von dem „System“ Dr. Hodges sich nicht nur

<sup>29</sup> Vgl. RGG<sup>3</sup> – Band IV, Sp. 572.



als eine Veränderung gegenüber der hier bindenden Westminster Confession erweist, sondern auch als eine Verknöcherung gegenüber der Bibel. Wahrscheinlich stehen da noch Auseinandersetzungen bevor. Der Präsident fühlt, daß er die Verpflichtung hat, der Kirche die neuen Gedanken zugänglich zu machen, daß es nicht genügt, die Tradition einfach zu wiederholen, sondern daß es nötig ist, sie zu den Fragen der Gegenwart in Beziehung zu setzen. Denn wie die Dinge gegenwärtig liegen, haben die Pfarrer zwei Theologien, eine offizielle, von der sie aber in Predigt und Unterricht keinen Gebrauch machen, und eine wildgewachsene eklektische, die sie sich aus allen möglichen Büchern zusammengelesen haben und die sie für ihre Predigten benutzen. Ich bin ja in einer ganz besonders schwierigen Lage: ist mein Protestantismus, der im Wesentlichen vom Luthertum her bestimmt ist, so weit, daß er auch für eine reformierte Kirche doch das Entscheidende enthält? Ich kann mich nicht damit abfinden, daß ich nur als Gast hier bin. Dadurch, daß die Professur für Systematische Theologie zur Zeit verwaist ist, hat meine Tätigkeit mit einem Male eine größere Wichtigkeit bekommen, als ich selbst ahnte, als ich die Einladung hierher annahm.

Die Zusammenarbeit mit den Studenten entwickelt sich erfreulich. Sie fragen während der Stunden, was ihnen unklar oder zweifelhaft ist, oder worüber sie anderer Meinung sind, und nach den Stunden, ja selbst im Badezimmer, gehen die Fragen und Diskussionen an. Das geschieht immer in einem Geiste der Kameradschaft und des Vertrauens; es hat sich bisher keiner gezeigt, der darauf aus gewesen wäre, mir durchaus etwas am Zeuge zu pflücken, wie das in Göttingen und Münster doch immer wieder vorkam. Methodisch finde ich die Hauptschwierigkeit immer noch darin, den Stoff auf der einen Seite so gedrängt darzustellen, daß die Studenten die wesentlichen Punkte klar in Sicht bekommen, und andererseits so konkret und anschaulich zu sein, daß sie davor bewahrt bleiben, Sätze auswendig zu lernen, und für oder gegen theoretische Sätze zu streiten. Dem Studenten liegt, von seinem kleinen Lebensausschnitt abgesehen, die Lebenswirklichkeit an sich ja noch ferne; er ist viel mehr darauf aus, über rein theoretische Fragen Auskunft zu erhalten als die konkreten Fragen des Lebens zu lösen. Ich bekomme zum Beispiel immer wieder Fragen über den Zustand des Menschen nach dem Tode oder ob Gott wirklich im voraus weiß, was der Mensch in seiner Freiheit tun wird, u. ähnlich.

*23. November 1937.*

Die Vorlesungen sind nun etwa zwei Monate im Gange, und ich sehe nun allmählich, wie die Arbeit hier verläuft und was für Möglichkeiten ich habe. In den Dogmatikvorlesungen hat es sich immer mehr als

unmöglich herausgestellt, das ganze vorgesehene und vorgeschriebene Pensum durchzunehmen. Die Studenten fragen und diskutieren während der Stunden so viel, daß wir mit dem Stoffe nur langsam vorankommen. Dafür lernen sie aber theologisch denken und die praktische Bedeutung der theologischen Probleme erkennen. Natürlich bleibt auch weiterhin die Frage, werden sie sich den traditionellen Besitz der reformierten Kirche so aneignen, daß er künftig die Grundlage ihres theologischen Denkens sein wird, oder werden sie weiterhin rein eklektisch sich hier und da und dort etwas aneignen? Ich tue jedenfalls alles, um sie auf die zentralen Probleme hinzuweisen. Die beiden andern Vorlesungen (Römerbrief und Lehre von der Sünde) sind mehr eine Art Seminar; die meisten Studenten sind auch schon Graduates und arbeiten für den höchsten Grad (M. D. Master of Divinity). Ich erfuhr übrigens, daß hier in Amerika jede Hochschule, die ein Stiftungsvermögen von mindestens anderthalb Millionen Dollar hat, das Recht erhält, akademische Grade zu verleihen, ganz gleich, wie hoch oder niedrig das intellektuelle Niveau ist. Das erklärt, weshalb man zuweilen Leute mit einem Dokortitel trifft, die nicht die entsprechende Bildung haben. Aber die alten Stiftungsuniversitäten und die größeren Staatsuniversitäten bemühen sich, das Niveau hoch zu halten.

Neben der akademischen Tätigkeit hier habe ich bereits andere Arbeit gehabt. Gleich zu Semesterbeginn hatte ich den ersten der Vorträge, die regelmäßig an Dienstag-Abenden im Seminar, die Studenten und die Freunde des Seminars gehalten werden. Dann kam eine Einladung nach Allantown, einer kleinen Landstadt in der Nähe, auf einem Gemeindeabend zu sprechen. Die Frauengruppe der Missionsvereinigung – meist Professorenfrauen – bat mich auch um einen Vortrag. Dann kam einer in unserm kleinen Professorenkränzchen. Auf einer Tagung für die Student Volunteer Movement hier abhielt [sic!] (eine Vereinigung der Studenten, die Missionare werden wollen), hatte ich einen der Vorträge, über religiöse Jugendbewegungen Europas. Am 11. November war ich in Auburn, im Nordwesten des Staates New York, nahe bei Buffalo, und sprach auf der Interseminary Konferenz. Das ist eine Tagung von Vertretern der verschiedenen theologischen Colleges. Dreiundzwanzig Anstalten hatten 130 Vertreter geschickt, die z. T. über 500 km weit gereist waren. Ich selbst lernte bei der Gelegenheit zum ersten Male die amerikanischen Schlafwagen kennen, die für die weiten Entfernungen hierzulande das idealste Reisemittel sind. Um  $1/2$ 11 legte ich mich in New York zu Bett, und um  $1/2$ 7 weckte mich der schwarze Porter. Ich kam gerade rechtzeitig zum Frühstück zu meinen Bekannten aus Auburn. Die Stadt selbst ist ein kleines Nest mit einer breiten Hauptstraße voll Geschäften, einem großen Gefängnis, dem presbyterianischen Seminary, das einst berühmt war und sehr schöne Gebäude

hat, aber jetzt auf 30 Studenten zurückgegangen ist, und einer bekannten Dieselmotorenfabrik.

Mein Thema lautete: Was ist der Mensch? Ich unterschied vier Auffassungen. 1. Die positivistische oder eudämonistische, die den Menschen restlos der übrigen Natur eingliedert, eben damit aber auch behauptet, daß der Mensch als Mensch nichts Besonderes ist. Doch dagegen lehnt sich die menschliche Selbstachtung auf. 2. Die idealistische Auffassung scheint diese Schwierigkeit zu beheben. Der Mensch wird hier als etwas Besonderes angesehen, weil er Geist oder Vernunft hat. Aber dieser Humanismus ist gleichfalls unbefriedigend. Er ist entweder aristokratisch, betrachtet damit aber die Mehrzahl der Mitmenschen als Untermenschen – ich dachte gerade an ein neues Manifest von Thomas Mann, das auf dieser Grundlage Europa heilen will und sich trotz des exklusiven Aristokratismus sogar sozialistisch nennt! – oder aber man sieht den Sinn des Lebens nur im Fortschritt der Menschheit als ganzes. Dagegen empört sich aber das Persönlichkeitsbewußtsein des einzelnen. Es hilft uns nichts, daß man sagt, der Einzelne, das Volk oder die Gruppe ist alles. Wenn mein Leben als Einzelner keinen Sinn hat, kann ich auf die Dauer auch im Wohlergehen der Gesamtheit keinen Sinn sehen. Es verstößt gegen das jedem angeborene Bewußtsein der Menschenwürde, daß wir nur Werkzeuge für einen höheren Zweck sein sollen. 3. Die skeptische Auffassung bestreitet, daß man einen Sinn im Menschenleben hat. Man weist auf die seltsamen Widersprüche im Menschen hin: daß er das Gute will, aber andererseits auch an Gemeinheit und Verbrechen ein gewisses Wohlergehen hat; daß er sich freut, etwas schaffen zu können, sich aber ebenso gerne seine Macht dadurch beweist, daß er etwas zerstört: daß er nicht ohne andere Menschen leben kann, und daß doch menschliches Gemeinschaftsleben immer auch Quelle der Feindschaft ist usw. Wenn menschliches Leben einen Sinn hat, dann, so sagen diese Skeptiker, kann man jedenfalls nichts von ihm wissen, weil alles, was der Mensch tut, dauernd im Selbstwiderspruch geschieht. 4. Das Christentum sagt dem gegenüber, daß in all diesen Auffassungen ein Wahrheitselement ist, daß sie aber alle nur auf äußere Tatsachen ohne tiefere Kenntnis der menschlichen Natur aufgebaut sind. Ja, der Mensch ist widerspruchsvoll, noch in einem viel tieferen Sinne, als der Skeptiker meint. Sein Leben und seine eigentliche Bestimmung sind einander entgegengesetzt. Er ist dazu bestimmt, das Kind Gottes zu sein und macht sich statt dessen von den Verhältnissen dieser Welt abhängig. Aber als Christen sprechen wir nicht bloß von dem Zwiespalt, wir wissen auch um seine Überwindung. In Christus leben wir bereits ein Leben oberhalb der Notwendigkeit, die uns früher gebunden hatte. Der Idealist meint, es ginge um einen Konflikt zwischen Leib und Geist. Wir wissen, daß der eigentliche Kampf

darum geht, ob wir die Daseinsbedingungen dieser Welt als absolute Gegebenheiten annehmen wollen, oder ob wir glauben, daß Jesus Christus über sie alle Macht hat; ob wir uns von der Sorge um die „Notwendigkeiten des Lebens“ gefangen nehmen lassen wollen, oder ob wir am ersten nach dem Reiche Gottes trachten wollen, weil uns dann *alles* andere zufallen wird.

In Jesus Christus allein erhält das Leben einen Sinn: innerhalb der Kirche arbeitet die Menschheit für ein absolutes und objektives Ziel, und es ist ein Wirken, in dem jeder von uns seine Aufgabe hat, weil Gott jeden von uns persönlich berufen hat.

Mir lag in diesem Vortrag daran zu zeigen, daß das christliche Menschenverständnis nichts Abstraktes ist. Es berücksichtigt all die Tatsachen, die die Philosophen und Naturwissenschaftler und Soziologen ihrem Menschenbilde zugrunde legen. Aber während jene sich gegenseitig widersprechen und keine Grundlage finden, auf der sie sich verständigen können, zeigt die Bibel, wie weit jeder von ihnen recht hat und wo er unberechtigterweise die Grenzen überschreitet, die seinem Erkennen gezogen sind.

An den Vortrag schloß sich eine lebhaftere Aussprache. Ein einziger Student widersprach grundsätzlich. Er sähe nicht ein, weshalb der Mensch mehr sein sollte als Tier oder Pflanze. Aber diese kosmische Mystik, die seinem Einwande zugrunde lag, wurde allgemein abgelehnt.

Den 2. Vortrag hielt Professor John C. Bennet von Auburn Seminary. Während Princeton den rechten Flügel in der presbyterianischen Kirche vertritt, steht Auburn ganz auf dem linken. Die sog. Auburn Confession im Jahre 1921 (wenn ich nicht irre) löste als Gegenbewegung den Fundamentalismus aus. Bennet hatte über das Wesen der Gesellschaft zu sprechen. Er sprach über die sozialen Übel der Gegenwart und warnte die Kirche davor, sich in eine antibolschewistische Front einzureihen. Aber positiv hatte er erstaunlich wenig zu sagen.

Am Nachmittag hörten wir Munel(?) Leicester, die gerade aus England hier ist. Sie sprach über ihre Arbeit in Ostlondon. Sie ist aus sehr reicher Familie, und als sie über ihr Geld verfügen konnte, sagte sie sich, daß es nicht genug sei, es einfach zu verschenken. So gründete sie King's Hall in Ostlondon, einen sozialen Mittelpunkt – vergleichbar etwa Siegmund-Schultzes Werk im Nordosten von Berlin: eine Verbindung von neuem Gemeinschaftsleben und evangelisatorischer Tätigkeit. Es war sehr eindrucksvoll, wie sie erzählte, wie sie nach dem Kriege das Kinderhilfswerk für Deutschland ins Leben riefen. Der Anstoß dazu ging von den Arbeiterfrauen in Ostlondon aus, deren Männer und Söhne aus dem besetzten Rheinland berichteten, wie trostlos die Lage in Deutschland sei. Staatsmänner, Politiker, Kirchenführer, die Presse: sie alle

weigerten sich, etwas zu tun. Da machten diese Arbeiterfrauen von sich aus einen Umzug durch London mit Schildern, die die Tatsachen berichteten. Sie zogen vor die Ministerien und das Parlament. Dieser Umzug brachte einen Umschwung der öffentlichen Meinung hervor. Es war ein eindrucksvoller Beweis, wie die Liebe Christi über Kriegsgeist und Vorurteile triumphiert und auch ein Beweis dafür, wie viel näher die Armen und Elenden dem Reiche Gottes sind als die Mächtigen und Besitzenden.

Der letzte Redner war Prof. Müller, ein geborener Deutscher, Professor im Baptist Seminary in Philadelphia. Ich kannte ihn von Oxford her. Er berichtete vor allem über die Oxford Konferenz. Ich konnte dann noch einiges über Edinburgh hinzufügen.

Die Konferenz bestätigte mir, daß unsere Studenten in Princeton keine Ausnahme sind. Wenn vielleicht noch vor 10 Jahren aller Nachdruck auf praktische Fragen gelegt worden war, so macht sich jetzt allgemein ein Bedürfnis nach größerer theoretischer Klarheit und nach Theologie bemerkbar.

Von Auburn fuhr ich noch am selben Abend im Schlafwagen nach New York zurück. Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, mir die Stadt anzusehen. Aber es war einer der scheußlichsten Tage des ganzen Herbstes. Als ich am Südennde des Broadway aus der Untergrundbahn herauskam, empfing mich ein wolkenbruchartiger Regen, und der Wind wehte ganz toll zwischen den Wolkenkratzern, deren Spitzen im Nebel verschwanden. Ich hatte gerade Gelegenheit, dem Hut einer Dame eine Weile nachzurennen. Dann kehrte ich reumütig in die Untergrundbahn zurück und begab mich nach dem Metropolitan Museum, einem der größten Kunstmuseen der Welt. Sie haben vielleicht nicht so viele Sachen wie der Louvre oder das British Museum. Aber dafür ist alles so geräumig aufgestellt, daß man jedes Kunstwerk wirklich für sich genießen kann.

Donnerstag, den 25. November, ist Thanksgivings Day, einer der wichtigsten amerikanischen Feiertage. Er wurde 1621 (wenn ich nicht irre) zum ersten Mal von den Pilgervätern gehalten, die mit der Mayflower gekommen waren und die trotz einer sehr knappen Ernte glaubten, allen Grund zu haben, Gott zu danken. Allmählich kam der Tag in Vergessenheit, Abraham Lincoln führte ihn 1863 im Civil War wieder ein; auch da wieder zu einem Zeitpunkt, wo politisch die Dinge für die Nordstaaten nicht sehr gut standen, und auch hier wieder in erster Linie als religiösen Feiertag, zum Danke dafür, daß Gott so weit geholfen hatte. Seitdem ordnet jedes Jahr der Präsident durch eine Verordnung einen Thanksgivings Day an. Die religiösen Feiern sind sehr in den Hintergrund getreten, es ist jetzt vor allem eine Familienfeier. Viele dehnen ihn von Donnerstag über das ganze Weekend aus, soweit die

Entfernungen es erlauben, kommen alle Familienglieder zusammen. Im Mittelpunkt der Feier steht ein großes Essen, bei dem Truthahn die Hauptrolle spielt. Wer irgendeinen Fremden kennt, der nicht nach Hause kann, lädt ihn dazu ein (wir erhielten drei Einladungen!), und in den großen Städten veranstaltet man besondere große Feiern für „unprivileged children“.

Wir hörten zwei Predigten, eine am Thanksgivings Day selbst vom Präsidenten unseres Seminars. Er predigte über das Wort: „Ich danke Gott durch Jesus Christus“. Er warnte vor der Gefahr des Pharisäismus. Die Vereinigten Staaten seien in Gefahr zu meinen, daß sie besser als andere Länder seien, weil es ihnen verhältnismäßig gut gehe. In Wirklichkeit sei es eine Gnade Gottes. Die zweite Predigt am darauffolgenden Sonntag wies auf den Ursprung der Sitte hin und betonte, wie sehr wir zu lernen hätten, Gott auch in Trübsal zu danken.

Ich selbst habe am 20. November hier zum ersten Male gepredigt an einem unserer regelmäßigen Seminargottesdienste. Ich sprach über das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Ich bin aufgrund des Zusammenhanges zu der Erkenntnis gekommen, daß er uns bezeichnet, die Mitglieder der Kirche, denen es selbstverständlich ist, daß sie zu Gott gehören. Aber eben deshalb kommt es uns selten voll zum Bewußtsein, wie groß Gottes Liebe zu uns ist. Wir sind keineswegs so vollkommen, daß wir auf Grund unserer Leistungen irgend welchen Grund hätten, der Ewigkeit ruhig entgegenzusehen. Wir sind so selbstsicher, daß wir denken, die Kirche sei für uns da. Aber Gott hat sie ins Leben gerufen, um die Verlorenen zu retten. Eine Kirche, die nicht Evangelisation und Mission als ihre Aufgaben ansieht, beweist eben damit ihre Undankbarkeit gegen Gott.

Von den Vorträgen, die regelmäßig hier gehalten werden, war einer über Brasilien ganz besonders interessant. Die evangelische Bewegung in Brasilien ist von einem hier in Princeton ausgebildeten Pfarrer ins Leben gerufen worden. Sie hat vor allem die gebildeten Kreise des Volkes erfaßt, während die niederen Schichten noch an dem halbheidnischen Katholizismus festhalten. Der Vortragende – Sohn eines der ersten Bekehrten – die ganze Arbeit ist erst 60 Jahre alt – erwähnte, daß sie jetzt auch z. T. die Arbeit unter den ehemaligen deutschen Protestanten in Brasilien übernehmen müssen, da die dritte und vierte Generation im allgemeinen nicht mehr deutsch versteht. Die Dinge liegen hier ähnlich wie in England, und man fragt sich, ob dieses Deutschtum sich noch lange wird halten können, da die privaten deutschen Schulen im allgemeinen sehr kümmerlich sind, während die brasilianische Regierung viel für gute Schulen zu tun scheint.

Besonders am Herzen liegen uns hier Korea, Japan und China, da immer Studenten aus diesen Ländern hier studieren und viele der

hiesigen Studenten nach jenen Ländern als Missionare gegangen sind. Ich habe einen der Japaner hier, einen Mann in mittleren Jahren, der das Gefühl hat, daß er noch etwas tun muß, um mit der Bibel mehr vertraut zu werden. Er ist von sehr hoher Kultur, guter Bildung und ausgezeichneten Manieren. Er wird nie zu mir kommen, ohne mir zu sagen, wie glücklich er ist, einen so ausgezeichneten Lehrer zu haben.

Die Koreaner wirken daneben unbeholfen, sie stammen wohl auch meist aus bäuerlichen Familien. Das Hauptproblem in Korea und Japan ist die Schreinfrage. Seit der offiziellen Einführung des Kaiserkultes in Japan muß in allen Schulen täglich eine Zeremonie abgehalten werden, die nur als Ahnenkultus gedeutet werden kann. Ein Teil der christlichen Schulen Japans ist daraufhin freiwillig geschlossen worden, und in Korea steht es bevor. Offenbar wird das von der japanischen Regierung nicht ungerne gesehen. Man empfindet das Christentum als Import und als unvereinbar mit nationaler Eigenart. In Korea kommt hinzu, daß man die Koreaner auf einer niederen Bildungsstufe halten will und daß die wenigen, die zugelassen werden, auf japanischen Schulen studieren sollen. Man fürchtet, daß die Besetzung eines Teiles von China auch auf die Tätigkeit der Missionare unheilvollen Einfluß haben wird. Das Christentum in China ist von zwei Seiten bedroht: auf der einen Seite von den Japanern, und auf der anderen Seite von dem chinesischen Militär. Die jüngeren Offiziere sind in Deutschland ausgebildet oder haben Deutsche zum Ausbilden, und sie sind sehr von den Erfolgen des Nationalsozialismus beeindruckt. Sie meinen, der Nationalsozialismus vertrete den Gedanken einer Nationalreligion im Gegensatz zum Christentum, und so ist die große nationale Reformbewegung in China gleichfalls christentumfeindlich.

Wir haben hier im Seminar einen kleinen Kreis, der regelmäßig einmal in der Woche zusammenkommt, um die Lage auf einem Missionsfelde oder in einer Kirche zu besprechen und dann dafür zu beten. Es hat manches von der Silent Fellowship in Woodbroke an sich, aber es ist hier ohne alle Romantik und Sentimentalität. Wir haben ja hier durch die ausländischen Studenten und im Ferienheim wohnenden Missionare immer Fühlung mit allen Teilen der Kirche.